

Vom Wirtschaftsgeist in Amerika
Von Alfred Rühl, Professor an der Universität in Berlin
1927, Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig

Vorwort

Die rapide Erschließung der Vereinigten Staaten hat Europa mit Bewunderung verfolgt, ihre überreichen Hilfsquellen erregten seinen Neid, und die wachsende Industrialisierung erfüllte schließlich mit einer gewissen Sorge. Aber man sah in den Vereinigten Staaten doch immer nur das rasch aufgeschossene Kind, das der Leitung der europäischen Mutter im Wirtschaftlichen wie im Kulturellen nicht entraten konnte.

Der Krieg, der ihm folgende ökonomische Zusammenbruch Europas und die ins Ungeheure aufgestiegene Macht der Union haben diese Anschauung gewandelt: die Vereinigten Staaten als wirtschaftliches Vorbild sind etwas Neues. Man sucht von ihnen zu lernen, studiert ihre Organisation, Betriebsführung und Technik, und in Deutschland, Frankreich und England vergeht kaum noch ein Monat; der nicht ein neues Buch über Amerika brächte, das sich die Schilderung des heutigen Wirtschaftsapparates, die Erörterung der Übertragungsmöglichkeiten und der Ursachen des industriellen Aufschwungs und Übergewichts zum Ziel setzte. Mit ihnen in Konkurrenz zu treten, liegt nicht in der Absicht der folgenden Betrachtungen. Hier soll der Versuch unternommen werden, den herrschenden Wirtschaftsgeist zu analysieren, ein Problem, das im Zusammenhang außer von Münsterberg (Anm. Hrsg.: Münsterberg, Hugo, Die Amerikaner. Band 1: Das politische und wirtschaftliche Leben, Band 2: Das geistige und soziale Leben, Berlin 1904) kaum untersucht worden ist, wenn auch einzelne Teilfragen allzu oft, meist freilich nur auf Grund von Oberflächenbeobachtungen behandelt worden sind. Der herrschende Wirtschaftsgeist ist der gleiche wie in Europa, es ist der kapitalistische, von dem er sich jedoch nicht nur durch seine reinere Ausprägung und schärfere Durchbildung, nicht nur durch quantitative Verschiedenheiten, durch Übersteigerungen und Verzerrungen, unterscheidet. Es kann also an dieser Stelle nicht die Aufgabe sein, die amerikanische Wirtschaftsgesinnung in ihren Grundlagen und allen ihren Auswirkungen und Verzweigungen zu schildern, es können vielmehr nur jene Züge etwas eingehender vorgeführt werden, in denen sich etwas spezifisch Amerikanisches aufzeigen läßt. Das Bild, das sich die europäische *communis opinio* („öffentliche Meinung“) im 19. Jahrhundert von dem Wirtschaftsmenschen in Amerika hergestellt hat, ist gewiß in den groben Konturen richtig, wie es bei seiner durch Irrationales so wenig gestörten Einfachheit auch nicht anders sein kann. Aber es bedarf fast überall der Korrekturen und der Hinzufügung von Nuancen, so daß das Gesamtporträt doch einen nicht unwesentlich veränderten Anblick darbietet. Gerade der deutsche Beschauer wird allerdings an vielen Stellen gar nicht die Empfindung von etwas Amerika Eigentümlichem haben: er wird sich vor Augen halten müssen, daß die deutsche Wirtschaftsgesinnung innerhalb Europas eine Sonderstellung einnimmt und von dem kapitalistischen Geiste Europas zu dem hochkapitalistischen Amerikas die Brücke schlägt, daß in seinem Lande vieles Amerikanische wenn auch noch nicht vorhanden, so doch in den Wünschen existiert. Da die folgende Studie sich an voraufgehende Untersuchungen über den Wirtschaftsgeist in Spanien und im Orient anschließt, und mit diesen zusammen zu einer Typologie des wirtschaftenden Menschen außerhalb des Kreises der Naturvölker führen soll, so mußte sich die Auswahl der zu behandelnden Fragen auch ein wenig von jenen Gesichtspunkten lenken lassen, die bei den genannten Darstellungen zur Anwendung gekommen waren.

Inhalt

Die Entwicklung des amerikanischen Wirtschaftsgeistes
Die Bewertung der Wirtschaft innerhalb der Gesamtkultur
Das Verhältnis zum Geld
Die Wirtschaftsmoral
Der neue Wirtschaftsgeist
Das Erwachen einer Kulturkritik
Anmerkungen

I. Die Entwicklung des amerikanischen Wirtschaftsgeistes

Völkerpsychologische Betrachtung findet in den Vereinigten Staaten ein besonders günstiges Studienobjekt. Auch hier müßte gewiß jede Behauptung mit mannigfachen Einschränkungen versehen werden, aber es gibt doch kaum ein Land, in dem die Gefahr einer Generalisation so gering ist wie dort, so daß der Fehler der Schematisierung, mit dem alle derartigen Betrachtungen ihrer Natur nach behaftet sein müssen, auf das hier mögliche Minimum herabgedrückt zu sein scheint. Einer der Haupteindrücke, der sich wohl jedem Europäer, der das Riesengebiet durchzogen hat, aufgedrängt haben wird, ist doch gerade die ungeheure Gleichförmigkeit des Menschentypus, die sich durchgesetzt hat. Von außen gesehen erscheinen die Amerikaner von einer sonst nirgends zu beobachtenden geistigen Gleichartigkeit, mag man sich nun im Staate New York oder Missouri, in Wisconsin, Texas oder Oregon aufhalten, und das in einem Lande, dessen Größe Europa nur wenig nachgibt und mehr als 100 Millionen Menschen umfaßt.

Schon der äußere Aspekt der Städte zeigt deutlich die Herrschaft der Schablone. Sie sind einander so ähnlich, daß es „reiner Stumpfsinn ist, von einer zur andern zu reisen“¹.

Wenn es auch gewisse Unterschiede gibt, wie sie durch Bodenkonfiguration und Klima erzeugt werden, so daß etwa in den Städten am Stillen Ozean mit ihrer Sonne, ihrem Auf und Ab von Hügeln und Tälern die Öde der Industrieorte des Ostens, „mit deren Trostlosigkeit sich nicht einmal die Salzwüste vergleichen läßt“², nicht aufkommen kann, so sind doch die Verschiedenheiten im wesentlichen nur quantitativer Art.

Auch die kleineren Ortschaften besitzen keine eigene Physiognomie, sind nur Großstädte in verringerter Dimension: mögen sie auch bisher nichts weiter haben als ihre „Hauptstraße“, mögen sie aussehen wie „internationale Ausstellungen eine Woche vor der Eröffnung“³. Es ist der Ehrgeiz einer jeden, sich zu einer Metropole auszuwachsen und die älteren Konkurrenten zu überbieten und zu übersteigern. Wie das Äußere der Häuser, die nur zu oft fertig aus der Fabrik bezogen werden, einem konventionellen Stil unterworfen ist, so läßt auch ihr Inneres nirgends die Persönlichkeit des Erbauers oder Besitzers heraustreten. Überall trifft man auf die gleichen Gegenstände, alles ist Massenware: „You furnish the girl, we'll furnish the home“ kann eine Möbelfabrik annoncieren“⁴. Man betrachtet die Menschen. Alle sind gut gekleidet, aber das Schema regiert auch hier. So gut wie alle tragen Anzüge, die in der Fabrik hergestellt sind, „reach-me-downs“ („Kleidungsstücke von der Stange“), wie man sie nennt, und auch die Frauen machen keine Ausnahme. Auch sonst, in Hüten, Kragen, Stiefeln, dieselbe Uniformisierung, dieselbe Unterwerfung unter das, was gerade auf den Markt geworfen wird. Die meisten Haushaltungen beziehen heute fabrikmäßig hergestellte Speisen; „vierzig Religionen und nur eine Sauce,“ so hat sich bereits Brillat-Savarin entrüstet, und man kann in allen großen Städten in

¹ Lewis, Die Hauptstraße. Übers. von Olden. 1922, 264.

² Mumford, The City. In: Civilization in the United States. 1922, 12.

³ Muirhead, The Land of Contrasts. Tauchnitz Ed. 1900, 196.

⁴ Allport, Social Psychology. 1924, 409.

den Restaurants seine Bestellungen machen, ohne nach der Speisekarte zu sehen, man wird das Gewünschte erhalten und überall zu genau dem gleichen Preise. Von einer innerhalb Europas unmöglichen Einförmigkeit ist aber auch die geistige Kost. Die Zeitungen zeigen über das weite Land vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean hin so wenig Individuelles, daß man meinen könnte, sie seien alle von der gleichen Hand geschrieben. Und was die Lektüre von Büchern betrifft, so hat eine Umfrage über das ganze Land das Resultat ergeben, daß die meistgelesenen überall dieselben sind und daß sie sogar fast immer in derselben Reihenfolge genannt wurden⁵. Macht man die Bekanntschaft der Menschen, so wird der Eindruck einer „sameness“ („Gleichförmigkeit“) im günstigsten Falle erst bei weitgehender Intimität weichen; man möchte die Menschen für vertauschbar nehmen, so ähnlich scheinen sie in ihren Lebensformen und Anschauungen zu sein. Man muß immer wieder von neuem erstaunen, wie es möglich gewesen ist, aus einer so ungleichartig zusammengesetzten Masse, wie sie die europäischen Einwanderer waren, eine derart homogen sich darbietende Bevölkerung zu schaffen.

Die Amerikaner selbst haben begreiflicherweise ein feineres Unterscheidungsvermögen. Ihnen drängen sich Differenzen auf, die dem Ausländer entgehen, und wenn man das ausgezeichnete Sammelwerk, das Gruening vor kurzem herausgegeben hat und in dem die einzelnen Staaten der Union nach für sie charakteristischen Seiten behandelt sind⁶, studiert, so wird man doch auch hier wieder zu einer gewissen Vorsicht gemahnt und vor allzu starker Schematisierung gewarnt.

Eine große Zahl von Faktoren hat zusammenwirken müssen, um jene Homogenität zu erzielen, wie sie in dieser Weise und in diesem Ausmaß an keiner Stelle der Erde sich hat wiederholen können. Die nach der Union Auswandernden waren Europas müde gewesen. Sie wollten seine Traditionen hinter sich lassen und vergessen, hatten gerade den Wunsch, andere Menschen zu werden, eine neue Kultur anzunehmen und an ihrem Weiterausbau mitzuwirken. Einzeln verteilten sie sich über das Land, so daß sich das neue soziale Milieu leicht bei ihnen auswirken konnte, und die Angehörigen der verschiedenen Nationen blieben im allgemeinen auch nicht zusammen, sondern durchmischten sich. Die Kultur, die sie vorfanden, war die angelsächsische, deren Anziehungskraft gerade in ihrer Einfachheit gelegen ist. Man brauchte nur die festgelegten Formen und die äußeren Zivilisationsgüter anzunehmen und fand sich nicht vor irgendwelche schwierigeren seelischen Probleme gestellt. Gleich waren Beschäftigung und Interessen; allen stand das nämliche Ziel vor Augen, auf dem fremden Boden eine neue Existenz zu gewinnen, nur in der Arbeit die Erfüllung ihres Lebens zu sehen und alle wurden durch das gemeinsame Ideal zusammengehalten, den noch unerschlossenen Kontinent zur wirtschaftlichen Blüte zu bringen. Die Persönlichkeit des einzelnen wurde dem gemeinsamen Ziele zum Opfer gebracht. Das erste, was man von dem „Greenhorn“ („Neuling, Grünschnabel, blutiger Anfänger“) forderte, war, daß er sich diesem Ideale unterwerfe, was die Majorität für gut und böse erklärte, das mußte auch für ihn die Richtschnur in seinem Leben abgeben. Wer die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit nicht stören lassen, wer etwa seine europäischen Kulturideale weiter pflegen wollte, war ein Verbrecher an der Allgemeinheit; er bekam die Faust der gesellschaftlichen Ächtung zu spüren und mußte sich als ein zweitklassiger Mensch ansehen lassen. Die Gleichheit galt nur jenen gegenüber, die gewillt waren, sich der neuen Kultur

⁵ Scheffauer, Das Land Gottes. 1923, 196

⁶ These United States. 2 Bde. 1923/25.

bedingungslos zu übergeben.

So frei sich der Einzelne sein Dasein ausgestalten durfte, wenn er mit der öffentlichen Meinung in keinen Konflikt geriet, so unfrei wurde es unter dem Zwange der Konvention. Neben dem schrankenlosen Individualismus, der sich im Erwerbsleben betätigen konnte, stand der Herdennsinn, der „amerikanische Pseudoindividualismus“⁷, großgezogen durch den übermächtigen Einfluß des Mehrheitswillens, der es verbot, in irgendeiner für den Menschen wesentlichen Frage ein ihm entgegenstehendes Urteil zu haben und der so viele geistige Kräfte unterdrückt hat. Aber man beugte sich ohne Protest vor der Majorität und der harten Disziplin, der man unterworfen wurde, weil man den Willen zur Unterordnung und den Glauben an die Überlegenheit der neuen Kultur hatte. So wurde das Individuum durch die Konvention gebändigt und eine Domestizierung und Standardisierung des Menschen bis zu einem bis dahin unbekanntem Grade herbeigeführt.

Einen weiteren Faktor von größter Bedeutung für die Herstellung eines möglichst gleichgearteten Typus bildete die Schule, der die Aufgabe zugewiesen war, allen, auch den untersten Volksschichten ein Mindestmaß von jenem Wissen zu übermitteln, das sie für den Lebenskampf brauchten und die vor allem die Kenntnis der englischen Sprache vermitteln sollte. Wer sich nicht auf englisch auszudrücken vermochte, war so gut wie verloren, und auch das ist bemerkenswert genug, daß die Unterschiede der Aussprache zwischen New York und San Francisco geringer sind als zwischen Yorkshire, Cornwall und Devonshire⁸.

Je weiter nach dem Innern des Kontinents zu, um so amerikanischer wurde er, um so geringer die europäischen Einflüsse. Die Siedlungsgrenze war die Linie der raschesten und wirksamsten Amerikanisierung, denn die Avantgarde kam meist nicht aus Europa, sondern war bereits amerikanisch geworden. Und nicht in der Weise vollzog sich die Besiedelung des „Westens“, daß eine Familie die Wanderung ausführte und hinter ihr eine zweite nachrückte, sondern der Prozeß verlief in der Regel so, daß eine Familie etwa nach Indiana ging, ihre nächste Generation dann nach Iowa, die übernächste nach Dakota oder Oregon wanderte, so daß also eine sehr innige Verbindung der einzelnen Teile zustande kam. Die Ausbildung regionaler Besonderheiten wurde durch die Gleichförmigkeit der Lebensbedingungen, wie sie in der Mitte der Union vorliegen, und durch die Beweglichkeit der Bevölkerung sehr gehindert, die ihr ja auch den Spottnamen der Kulturnomaden eingetragen hat. Hunderte von Menschen, sagt der Historiker Turner, kann man finden, die nicht über 50 Jahre alt sind, und die 5 oder 6 mal in ihrem Leben einen neuen Wohnsitz genommen haben⁹.

Da keinerlei Traditionswerte existieren, so stößt eine Umsiedelung auf keine innere Hemmung, und wenn sich an anderer Stelle bessere Aussichten bieten, so läßt man sich dort nieder, an einem Ort, der vielleicht 1000 Kilometer von dem früheren entfernt ist und von dem man bisher nicht einmal den Namen gewußt hat. Dies macht die ausgedehnte Reklame verständlich, die die amerikanischen Städte treiben, das Prunken mit ihren „opportunities“ („Chancen“) und die in Europa nur ein Analogon bei den Badeorten und Erholungsstätten hat. Die Städte stehen untereinander aber auch in einem Konkurrenzkampf und die Veränderungen ihrer Einwohnerzahl sind ein

⁷ Civilization in the United States. 1922, 311.

⁸ Smith, Vier Seiten der amerikanischen Literatur. Intern. Monatsschr., 1910, IV, 1480.

⁹ The significance of the frontier in American History. Ann. Rep. Amer. Hist. Assoc., 1893, 215

recht gutes Kriterium für ihre wirtschaftliche Blüte oder Stagnation. Kann eine Stadt sich mit einer Verdoppelung ihrer Bewohnerzahl von einem Zensus zum andern brüsten, so wird sie eine besondere Anziehungskraft ausüben, da dann der Zustrom die Tendenz zur Selbstverstärkung in sich trägt. In den Vereinigten Staaten fallen auch jene Unterschiede im Wirtschaftsgeiste in sehr weitgehendem Maße fort, wie sie durch die Verschiedenheiten der Beschäftigung entstehen und in Europa zu der Gegensätzlichkeit von städtischer und ländlicher, von industrieller und agrarischer Wirtschaftsgesinnung geführt haben. Der amerikanische Farmer steht dem europäischen Industriellen weit näher als dem Bauern. Er ist mit seinem Stück Land durch keinerlei Sentiments („Gefühle“) verbunden, eine Anhänglichkeit an die Scholle, der Wunsch nach der Erzielung des Lebensunterhalts an derselben Stelle, die schon den Vorvätern dazu gedient hat, das Festhalten an alten Überlieferungen und Arbeitsmethoden, sind ihm ganz fremd. Sein Haus wie seine Möbel hat er fertig aus der Fabrik bezogen, er umgibt sich mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik, sucht möglichst enge Beziehungen zu den nächstgelegenen Städten zu unterhalten. Er betreibt Landwirtschaft, würde aber auch in der Industrie tätig sein, wenn sich ihm dort eine bessere Chance böte. Er bewirtschaftet seine Farm auch in einer Weise, die der industriellen Arbeit sehr nahe kommt. Wo es nur irgend möglich ist, bedient er sich der Maschinen, die ihm die mangelnden Arbeitskräfte ersetzen müssen, und man könnte sagen, daß er eigentlich der erste gewesen ist, der in Amerika mit der Serienherstellung begonnen hat; er erzeugt Weizen oder Mais, genau so, wie eine Fabrik eine Werkzeugmaschine oder Schwefelsäure herstellt. Spezielle landwirtschaftliche Kenntnisse gehen ihm in sehr vielen Fällen ab, so daß er schon aus diesem Grunde sich mit der Produktion einer sehr geringen Zahl von Kulturgewächsen begnügen muß und seinen Betrieb oft nur auf eine einzige abstellt, also gewissermaßen nur Massenprodukte zu liefern in der Lage ist.

Die Homogenität über das Gesamtgebiet der Union hinweg ist jedoch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hergestellt worden. Ursprünglich waren auch hier verschiedene Wirtschaftsgesinnungen vorhanden gewesen. Northerner und Southerner standen sich in scharfer Gegensätzlichkeit einander gegenüber. Im Norden, in einem Gebiet, das für den damaligen Stand der Wirtschaft von der Natur nur wenige Gaben erhalten hatte, hatte sich aus den Einwanderern ein Menschentypus herausgebildet, der unter dem Einfluß puritanischer Weltauffassung das irdische Leben nur als eine Vorbereitung für das himmlische betrachtete, in ihm die Bewährung erstrebte und diese in der Nutzung der empirischen Welt, in wirtschaftlicher Betätigung und unter Verzicht auf Genuß in einem selbst erworbenen Reichtum suchte. Auf der Religion war das Leben aufgebaut, man kannte nichts als religiöse Übung und die Arbeit, die auf die Urbarmachung eines kargen Bodens und die Entwicklung eines den bescheidenen Bedürfnissen genügenden Gewerbes zielte.

Der ganze Zuschnitt war patriarchalisch; in Lowell etwa, der ersten reinen Fabrikstadt, standen die Arbeiterinnen unter strenger moralischer Kontrolle, besuchten gemeinsam die Kirche und es ging zu wie in einem Kloster, „nur daß die Nonnen nicht sacré-cœurs („des Heiligsten Herzens Jesu“) herstellten, sondern Baumwolle spannen und Calicot („buntgedruckte Kattune feinerer Art, wie sie nach französischem Sprachgebrauch auch Indiennes genannt werden“) webten“¹⁰.

¹⁰ Chevalier, *Lettres sur l'Amérique du Nord*. 1836, I, 235. S. auch Kennigott, *The record of a city. A Social survey of Lowell, Massachusetts*. 1912. 12 ff.

Gering waren die Unterschiede in materieller und sozialer Hinsicht. Nur auf das Praktische war der Sinn dieser Menschen gerichtet, moralisch integer, aber geistig eng, unduldsam, aller Sinnenfreude, allem Schmuck des Daseins feindlich lebten sie dahin. Aber gerade diese Nüchternheit, dieser unermüdliche Fleiß, dieses sich nur im Nützlichen betätigen wollen hat sie zu den großen Taten tüchtig gemacht und ihnen den Wagemut verliehen, mit dem sie in den Westen vordrangen und dort jenen kolonisatorischen Geist zur Entfaltung brachten, den die übrige Welt des 19. Jahrhunderts nur mit staunender Bewunderung betrachtete.

Ganz anders war die Entwicklung im Süden verlaufen, und nicht oft werden solche Gegensätze in dem vorherrschenden Wirtschaftsgeiste in so unmittelbarer Nachbarschaft bestanden haben, wie hier. Hohe Fruchtbarkeit des Bodens, solange er nicht durch die Einseitigkeit des Anbaus sich erschöpft hatte, ermöglichte im Verein mit einem halbtropischen Klima den Anbau wertvoller Handelsgewächse, die auf den großen Plantagen durch die Arbeit von Negersklaven gewonnen wurden. Die Hunderte und Tausende von Sklaven, über die die Besitzer der großen Latifundien verfügten, enthoben sie in diesem erschlaffenden Klima jeder Arbeit und ließen sie ein Leben führen, das sich an dem des englischen Gentleman orientierte, die Arbeit mit Verachtung ansah und sich nur den chevaleresken Betätigungen hingab. Nichts von der Enge und Kleinlichkeit des Nordens; das Ideal, das diese Grandseigneurs, die an der Spitze der südlichen Gesellschaft mit ihrer im Gegensatz zum Norden feudalen Klassenschichtung standen, hinstellten, war vielmehr ein müßiges und behagliches, genießerisches, den Vergnügungen gewidmetes, wenn auch feiner Kultur oft entbehrendes Dasein. Hier gab es standesgemäße und nichtstandesgemäße Berufe; als vornehm galt nur der Pflanze, Handel und Gewerbe waren eine unwürdige Beschäftigung. Auf den Yankee mit seiner Arbeitsamkeit, seinem so stark entwickelten Erwerbstrieb sah man ebenso herab wie auf die poor whites („arme Weiße“), die kleinen Farmer ohne Sklaven, die, ohne Aussicht, höher zu kommen, sich in ihrer Lebensweise und ihrem geistigen Niveau meist nicht viel über den Neger erhoben.

Bereits Chevalier verdanken wir eine vorzügliche Schilderung dieser beiden Typen von Wirtschaftsmenschen, und er meinte, daß, wenn man den amerikanischen Charakter zu einem einzigen vereinigen wolle, so müsse man mindestens drei Viertel vom Yankee nehmen und kaum ein Viertel vom Virginier hinzusetzen¹¹. Die beiden Extreme konnten auf die Dauer nicht zusammen in einem Staate leben. Die Entscheidung im Sezessionskrieg hat dem Norden nicht nur den politischen Sieg gebracht, sondern auch die in ihm lebendige Wirtschaftsethik zur Herrschaft geführt, und so wurde das Unionsgebiet langsam auch in dieser Hinsicht zu einer Einheit verschmolzen, vor allem, nachdem der Süden angefangen hatte, seine rein agrarische Struktur einzubüßen und sich zu industrialisieren.

Inzwischen aber hatte der Wirtschaftsgeist des Nordens mit dem Vordringen nach dem Westen und der wachsenden Zuwanderung aus Europa eine Änderung erfahren, und es hatte sich jener Typus herausgebildet, den man den Pionier genannt hat. blieb auch die religiöse Fundierung zum Teil erhalten, so erfuhr doch der Puritanismus eine Abschwächung, und das aktive, rauhe, abenteuer- und risikosuchende Element mußte um so stärker hervortreten. Nur Menschen, die gewillt waren, härteste Arbeit zu leisten, vor keinem Hindernis zurückzuweichen und sich

¹¹ Nr. 10. I, 168 ff. Eine gute Charakterisierung gibt auch Boutmy, *Elements d'une psychologie politique du peuple américain*. 4. éd. 1920, 266 ff.

durch keinerlei Gefahren schrecken zu lassen, den ständigen Kampf mit den Indianern nicht fürchteten, konnten das Werk des Vorschiebens der Zivilisation in die Wildnis unternehmen und vollbringen. Den schwersten Kampf mit der Natur hatten jene ersten Pioniere zu bestehen, die in den dicht bewaldeten Gebieten jenseits des Appalachegebirges ihr einfaches Holzhaus errichteten, nur das verwerten konnten, was die unmittelbare Umgebung bot, und ein unerhört einsames Dasein, ohne Nachbarn, fern aller größeren menschlichen Ansiedlung leben mußten. Leichter wurde es, als man in die weiten Prärien gelangte, als die Eisenbahn in die Mitte des Kontinents vorstieß und man auf den ins Unendliche sich dehnenden Grasflächen das Vieh weiden, auf fruchtbarem, leicht zu beackerndem Boden seine Felder anlegen und sie mit in Europa damals noch kaum bekannten Maschinen bearbeiten konnte, bis dann beim Vordringen gegen den Missouri der allzu spärliche Niederschlag der weiteren Kolonisation eine einstweilige Grenze zog; was westwärts lag, galt auf Grund einzelner Erkundungen lange als unbewohnbar, wurde mit den „tatarischen Steppen und den Dünensandwüsten der Sahara“ verglichen¹². Hier in der Mitte des Erdteils lag die Schule des extremen Individualismus, des self-help („der Selbsthilfe“). Alles hing von der Tüchtigkeit des einzelnen ab, jeder war nur auf sich selbst gestellt, irgendeine Unterstützung der kolonisationsistischen Tat von seiten der Regierung existierte nicht und wurde auch nicht gesucht; dafür wollte man aber auch frei von jeder Kontrolle sein, Gesetze erkannte man nicht an, sondern war sich selbst Gesetz.

Der Westen brachte aber noch etwas anderes zu kräftiger Entfaltung, den Spiel- und Spekulationstrieb, großgezogen durch die bisher ungeahnten wirtschaftlichen Möglichkeiten, die sich auftaten. Viele Pioniere bearbeiteten ihre Farm überhaupt nur so lange, bis sich ihnen eine Gelegenheit bot, sie mit einem Gewinn zu verkaufen, um dann dasselbe Geschäft an anderer Stelle zu wiederholen. Die Grundstücksspekulation war lange Zeit hindurch eine Hauptbeschäftigung im Westen, und Millionen von Acres gingen von Hand zu Hand, ohne daß der Käufer oder der Verkäufer wußten, wo das Stück Land lag und wie es beschaffen war¹³. Besonders krasse Formen mußte die Spekulation annehmen, als die zufällige Auffindung von Edelmetallen die Menschen nicht nur aus dem Osten, sondern aus der ganzen Welt zu Zehntausenden in die wüstenhaften Gebirge des fernsten Westens hineinsog, die allen Fährnissen zum Trotz auf ihr Glück vertrauten. Die „Miner-Frontier“ („Bergbaugrenze“) griff so über die „Farmer-Frontier“ („Farmer-Grenze“) plötzlich hinaus, und es fand sich hier eine buntdurchmischte Gesellschaft zusammen, in der alle wilden Instinkte zum Durchbruch und zur Herrschaft gelangten: seit der Entdeckung des kalifornischen Goldes, seit den berühmten „days of forty-nine“ („1849“) verging kaum ein Monat, der nicht einen neuen „boom“ („Aufschwung“) brachte, in dem nicht ein neues Gold- oder Silberlager in Tausenden und Abertausenden die Hoffnung weckte, mit einem Spatenstich zum reichen Manne zu werden.

Bis in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts hinein folgten von Ost nach West mehrere Kulturstadien aufeinander, und auch noch gegenwärtig ist der Unterschied zwischen dem altbesiedelten und dem jungbesiedelten Land nicht zum Verschwinden gekommen. Der Westen hat für den Bewohner des Ostens immer noch etwas von dem wilden Westen behalten, der Westerner gilt ihm als ungeschliffen, roh, materiell, während dieser den Osten für rückständig und allzu

¹² Paxson, History of the American Frontier. 1925, 216.

¹³ Mitchell, 10 years in the United States. 1862, 315.

verfeinert hält und seine besseren Manieren als eine Kapitulation vor dem Geiste der Servilität ansieht¹⁴.

Gesiegt hat der Geist des Nordens, aber eben in jener Umbildung, die er im Westen erfahren hatte. Er ist zu dem für die Vereinigten Staaten typischen geworden, und was vor 100 Jahren ein so ausgezeichnete Beobachter wie Chevalier prophezeien zu können glaubte, ist eingetreten: „der westliche Typus, dessen Konturen noch so unsicher wie seine Zukunft sind, erscheint dazu bestimmt, die andern beiden zu beherrschen“¹⁵. Der kapitalistische Wirtschaftsgeist hat sich völlig frei in dem Gebiete der Vereinigten Staaten entfalten können, er brauchte keine anderen Wirtschaftssysteme, keinen anderen Wirtschaftsgeist beiseite zu schieben, die sich seiner Ausbreitung in den Weg stellen konnten. Er fand hier ein Betätigungsfeld von einer Großartigkeit vor, wie es sich ihm noch nirgends geboten hatte, und der Erfolg übertraf alles, was man für möglich gehalten hatte: so konnte ihm auch keinerlei Gegnerschaft erwachsen. Er vollbrachte die erste Kolonisation großen Stiles, und was er in Amerika an neuen Zügen aufgenommen hat, hängt aufs engste mit der Neulandkultur zusammen, ist Pionier- und Grenzergeist; es sind die Tugenden und Fehler eines jungen Volkes.

Die spezifisch nordamerikanische Färbung ist dabei aufs stärkste durch das Vorwalten angelsächsischer Kulturauffassung beeinflusst worden; vieles von dem, was sie auszeichnet, findet man in allen wirtschaftlichen Neuländern wieder, man braucht aber nur an Südamerika zu denken, um sogleich der Verschiedenheiten gewahr zu werden, wie sie südeuropäische Welt- und Lebensanschauung herbeiführen mußte.

Nous vivons selon nos morts („Wir leben entsprechend unserer Toten“): Der Europäer lebt in der Vergangenheit und in der Gegenwart, der Amerikaner hält den Blick ständig auf die Zukunft gerichtet. Mit ihm erst beginnt die Geschichte, mit dem Boden, den er betrat, verband sich keine Erinnerung an voraufgegangene Geschlechter, erst er verlieh ihm den Wert. Die Vergangenheit bedeutet nichts, sie ist das Überwundene, das im besten Falle zeigen kann, wie es besser zu machen ist. Der Amerikaner ist ein durch nichts zu beirrender Optimist. Er ist verwöhnt, der Erfolg gilt ihm als das Normale, Mißerfolge und Rückschläge werden rasch vergessen. Auch eine Katastrophe vermag ihn nicht niederzudrücken, steigert nur seine Aktivität. Wenige Tage nach dem zerstörenden Erdbeben und Brande von San Franzisko („am 18. April 1906“) konnte man an den Laternen Tafeln mit der Aufschrift sehen: Don't talk earthquake, talk business! („Sprich nicht vom Erdbeben, sprich vom Geschäft!“) Vor keiner Schwierigkeit schreckt er zurück, das Wort „unmöglich“ existiert ihm nicht, er sieht der Zukunft mit fester Zuversicht entgegen und ist überzeugt, daß das kommende Jahr noch besser werden werde als das vergangene. Dieser unfundierte Optimismus, der in die Welt blickt wie ein Kind, ist es ja, der vielen den Umgang mit Amerikanern so außerordentlich angenehm macht; die gute Laune, das niemals Ärgerlichwerden, das Fehlen der Schärfe und alles Verletzenden in ihrem Humor fallen einem jeden auf. Aber der Amerikaner arbeitet auch selbst bewußt darauf hin, daß alles, was seine heitere Grundstimmung stören könnte, von ihm ferngehalten wird. So wie er sich durch die Booster-Clubs („Fördervereine“) eine gute wirtschaftliche Atmosphäre zu schaffen sucht, so will er nur von fröhlichen Menschen umgeben sein und überall nur heitere Gesichter um sich sehen; das „keep-smiling“,

¹⁴ Roß, Changing America. 1912 214.

¹⁵ Nr. 10, I, 167

eine Aufforderung, die man oft an öffentlichen Stellen angebracht findet, soll für jeden gelten, der zu ihm in Berührung tritt. Wenn er einen Roman liest, wenn er ein Theaterstück oder einen Film sieht, so will er, daß nichts geschieht, was ihn bedrücken könnte, und verlangt ein „happy-ending“; sogar Kipling wurde von seinem Verleger gezwungen, einem seiner Romane ein solches anzuflickern¹⁶.

Der Amerikaner glaubt an die Mission des eigenen Volkes und setzt zwischen sich und alle anderen Völker eine beträchtliche Distanz. „Was ist die Herrlichkeit Roms und Jerusalems, wo alle Völker und Rassen zusammenkommen, um anzubeten und rückwärts zu blicken, verglichen mit der Herrlichkeit Amerikas, wohin alle Rassen kommen, um zu arbeiten und vorwärtszuschauen!“¹⁷. Die Überheblichkeit, der extreme Nationalstolz gründet sich nicht nur auf den nie unterbrochenen wirtschaftlichen Aufstieg und auf die in so kurzer Zeit errungene ökonomische Machtstellung, sondern auch auf die Überzeugung von der Überlegenheit der eigenen Gesamtkultur. Die Vereinigten Staaten - auch das ist ein jedem seiner Bürger Selbstverständliches - haben die bisher höchste Stufe in der kulturellen Entwicklung der Menschheit erreicht, sie sind das Land des Glücks und der Freiheit, das einzige, in dem es sich zu leben verlohnt. Lange Zeit braucht der Amerikaner, bis er seine Abneigung gegen alles, was von dem ihm Gewohnten abweicht, überwunden hat. Wie sehr der Durchschnittsamerikaner von den Vorzügen seines Landes auf allen Gebieten durchdrungen ist, kam sehr klar bei einer Umfrage zum Ausdruck, welche man bei amerikanischen Soldaten angestellt hatte, die während und nach dem Kriege auf europäischem Boden gewesen waren: nicht einer fand sich, der in Europa leben wollte, nicht einer, der auch nur irgendetwas entdeckt hatte, was ihm des Übertragens nach seiner Heimat wert erschienen wäre¹⁸. Zweifellos war und ist ein nicht geringer Teil der Überheblichkeit nur eine Reaktionserscheinung, hervorgerufen durch die Nichtanerkennung des kulturellen Wertes durch Europa, oder ihre Äußerung geschah zur Verdeckung bestimmter Mängel: „man hüllte sich wie ein Tintenfisch in einen Rauchschutz von Superlativen, um das nationale Ansehen vor einem Angriff zu schützen“¹⁹. Denn von den Tagen der Frances Milton Trollope und Basil Hall's an, dessen Reisebuch „eine Art moralischen Erdbebens hervorrief“²⁰, bis auf die Gegenwart kamen doch schließlich alle kultivierten Europäer, die die Vereinigten Staaten kennengelernt hatten, bei voller Anerkennung der großen Leistungen zu dem Ergebnis, daß es der letzte ihrer Wünsche sei, in Amerika zu leben. Und was sie dort vermißten, hat wohl Matthew Arnold auf die kürzeste Formel gebracht: es ist „the interesting, interesting are distinction and beauty“²¹ („das Interessante, das Interessante sind das Unterscheidungsmerkmal und die Schönheit“).

Alles ist nach der Überzeugung des Amerikaners in seinem Lande vortrefflich und aufs beste geordnet, und namentlich gibt es für ihn kein Wirtschaftssystem, das dem seinen überlegen wäre. Der Kapitalismus schafft das größtmögliche Glück für die dem jeweiligen Stande der Technik entsprechende größtmögliche Zahl und garantiert durch den freien Wettbewerb, daß jeder die seinen Fähigkeiten entsprechende Stelle

¹⁶ Alvord, Yale Rev., 1920, N. S. IX/2, 652.

¹⁷ Zangwill, The melting-pot. 1909. cit. in dem von Talbot herausgegebenen Sammelwerk: Americanization. 1917, 92.

¹⁸ Bouton, The mote and the beam. The Freeman, 1920, II, 108.

¹⁹ Johnson, Educational Elephantiasis. North Amer. Rev., 1920, CCXII, 803.

²⁰ Trollope, Häusliches Leben der Nordamerikaner. Übers. von Franz. 1835, III, 157.

²¹ Civilization in the United States. Nineteenth Cent., 1888, XXIII, 489.

erhält. „Wenn Christus zum Präsidenten und die zwölf Apostel zu Vorstandsmitgliedern einer unserer großen Eisenbahngesellschaften gewählt würden, so wären sehr viele überrascht zu sehen, wie geringe Veränderungen in dem Betriebe einträten.“²² Aber es gibt nichts, was nicht auch noch der Verbesserung fähig wäre und jeder hat Gelegenheit, sich hier zu betätigen. Alles trägt den Stempel des Provisorischen, und das gestern gewesene hat sogleich dem heutigen zu weichen, denn das heutige ist ihm überlegen, ist besser. Alles hat dem Fortschritt Platz zu machen, jedermann sich in seinen Dienst zu stellen. Bei keinem Volk der Welt hat der Glaube an den Fortschritt so tief Wurzel zu fassen vermocht, für jeden Amerikaner ist ein geradlinig verlaufender Fortschritt nicht ein Dogma, sondern etwas Beweisbares, ja eigentlich etwas, worüber nachzudenken sinnlos ist. Schlägt man den „Statistical Abstract of the United States“ auf, so findet man am Schlusse umfangreiche Tabellen mit der Überschrift „Progress of the United States“: in keinem europäischen Lande würde man auf einen solchen Gedanken kommen, weil selbst dem fortschrittsgläubigsten Europäer die Überzeugung von der Stetigkeit fehlt. Der Amerikaner braucht nur diese Zahlen zu betrachten, nur seine unmittelbare Umgebung mit ihrer Beschaffenheit vor einem Jahre, vor 10, vor 100 Jahren zu vergleichen, um sich den immensen Fortschritt sinnfällig und meßbar zu machen. „Man frage einen jeden guten Franzosen, der in seiner Kneipe seine Zeitung liest, was er unter Fortschritt versteht, und er wird antworten, dies seien die Dampfkraft, die Elektrizität und die Gasbeleuchtung, Wunder, die den Römern unbekannt gewesen seien, und diese Entdeckungen bewiesen aufs deutlichste unsere Überlegenheit über die Alten.“²³ Dies ist gewiß auch heute noch die Meinung des Durchschnittseuropäers. Wenn Baudelaire an der eben genannten Stelle den Fortschrittsgedanken „ein falsch weisendes Leuchtfeuer“ „eine groteske Idee“ nennt, so will er damit jene Meinung treffen, die aus dem beweislichen technischen Fortschritt auf einen allgemeinen Fortschritt schließt. Das ist es, warum man in Europa das Wort kaum noch ohne Gänsefüßchen zu setzen wagt: „Glaubt irgendein Mensch im Ernst, daß der Chauffeur, der ein Automobil von Paris nach Berlin lenkt, ein höher entwickelter Mensch sei als der Wagenlenker des Achilleus, oder daß ein moderner Ministerpräsident, weil er auf einem Zweirad fährt, seine Eilbriefe bei elektrischem Licht schreibt und seine Staatsrentenmakler durch das Telephon instruiert, ein aufgeklärterer Herrscher ist als Cäsar es war?“²⁴

Der Amerikaner glaubt es. Und er kann es glauben, weil für ihn sich der Fortschritt durch die Erziehung und Aufklärung der Menschen vollzieht, und ihrer Erziehbarkeit, ihrer moralischen und geistigen Höherentwicklung ebensowenig Grenzen gezogen sind, wie dem durch den Intellekt erreichbaren; ein Unlösbares gibt es nicht. Die neuzeitliche Technik hat die Werkzeuge geliefert, mit denen die Riesenaufgabe in Angriff genommen und zu Ende geführt werden konnte, die wirtschaftliche Unterwerfung des erdteilgroßen Landes. Jeder Forderung hat sie sich gewachsen gezeigt, was soeben noch unmöglich schien, stand plötzlich fertig vor Augen. Daher die Freude des Amerikaners an dem ganzen technisch-zivilisatorischen Apparat, die bis ins kleine und kleinste geht, die Freude an der immer zunehmenden Mechanisierung, die ein Sieg der Ratio über die Natur ist. Hieraus entspringt ihm der Glaube an die Erlösung des Menschen durch die Technik, „die Elektrizität ist sein Messias“²⁵ und den höchsten Menschentypus repräsentieren ihm die Erfinder, die

²² Worte eines Leiters des Bason-Bureaus. Colyer, Americanism, a world menace. 1922, 134.

²³ Baudelaire, Oeuvres. 1889, II. 219.

²⁴ Shaw, Mensch und Übermensch.

²⁵ Gilman, Socialism and the American Spirit, 1893, 86.

den stetig aufwärts sich bewegenden Wagen des Fortschritts mit einem Ruck ein beträchtliches Stück nach vorne geführt haben: McCormick, Howe, Peter Cooper, Goodyear, Edison sind seine Helden.

Was man an seinen Erfindern hat, das kann man messen, und so hat man auch kürzlich auszurechnen versucht, welches Kapital die einzelnen Erfinder repräsentieren. Die Kulturmittel erschöpfen den Gegenstand der Kultur, und jeder Fortschritt auf diesem Gebiete bedeutet eine Vermehrung menschlichen Glückes. Obenan stehen ja die Nützlichkeitswerte, materieller Wohlstand wird mit Glück gleichgesetzt. Damit schlägt die Quantität zur Qualität, die Steigerung zur Wertsteigerung um, und dies auf alle Dinge übertragen, hat jenen Zahlenfetischismus entstehen lassen, der oft so lächerliche und kindliche Formen annimmt, die Verehrung jeder Masse, des big thing („des gewaltigen Dings“), die Freude an jedem Wachsen, das Interesse für jede Art von Überbietung und Rekorden, mag es ein Dauertanzen und Dauerstricken oder eine Bibellesekonkurrenz sein, bei der in verschiedenen Städten im Chor die ganze Bibel in einem Zuge gelesen werden soll.

II. Die Bewertung der Wirtschaft innerhalb der Gesamtkultur

Bei Jakob Burckhardt steht: „Das Wesentliche für die Wertschätzung der Arbeit sind die Zeit und die Umstände, unter denen sich bei einer Nation die Ideale des Daseins ausbilden.“²⁶ Die Aufgabe, die das amerikanische Volk vor sich sah, hatte einen ausschließlich wirtschaftlichen Inhalt, und angelsächsische Weltanschauung, die die Dinge zuerst unter dem Gesichtswinkel der Utilität ansieht, Puritanismus, der Tätigkeit vom Menschen verlangt und den Erwerbstrieb heiligt, und geschichtliche Entwicklung haben es mit sich gebracht, daß in der Scala der Lebenswerte die Wirtschaftlichen die höchste Stufe erhalten haben, und daß für die Rangordnung der Tugenden die Maßstäbe aus dem Wirtschaftlichen genommen wurden. Das Business-Ideal war das des ganzen Volkes, keine Tradition, keine Aristokratie, keine Bürokratie waren vorhanden, um als Gegengewicht aufzutreten. Während in der alten Welt wirtschaftliche Betätigung schließlich eine zwar anständige, aber doch mindere, nicht sehr würdige Beschäftigung bedeutete, weil man nur das Geldverdienen sah und ein dahinterstehendes Berufsideal vermißte, wurde in dem amerikanischen Neuland die Wirtschaft aus einem notwendigen Übel zum Range eines Selbstzwecks, nicht nur eines Wertvollen, sondern geradezu des Wertvollen an sich erhoben. Jede nützliche Arbeit ist ehrenvoll, und es ist, wie Emerson gesagt hat, eine Narrenmeinung, es sei nicht ehrenwert, sehen zu lassen, wie man sich sein tägliches Brot verdient; es sei viel ehrenwerter, nur Geld auszugeben, ohne welches zu verdienen; ob jemand Schuhe oder Statuen oder Gesetze macht, darauf kommt es nicht an²⁷. Bei dem Fehlen von Klassenunterschieden bekam die wirtschaftliche Arbeit eine ganz eigene Würde, die sich in jedem Individuum ausprägte, weil es sich an den großen Zielen der Nation beteiligt fühlte, und es ist die „große Ruhmestadt der Vereinigten Staaten, daß man in diesem Lande von der Arbeit zu reden vermag, ohne sich eines cant schuldig zu machen“²⁸ (cant = Heuchelei), wo man „das Schweineschlachten fast bis zu einer patriotischen Handlung erhöht hat“²⁹.

Das Wirtschaftsleben zieht alle zu sich heran, ihm wenden sich die besten Kräfte des Landes zu. Der Beamte besitzt keine irgendwie herausgehobene Stellung, der Politiker steht in geringem Ansehen, eine Stelle im Senat ist vielleicht das einzige, was höheren Ehrgeiz locken könnte, aber für sie kommt nur ein kleiner Kreis in Frage; der Gelehrte und Künstler finden weder Nährboden noch Resonanz. Man wünscht es gar nicht, daß sich die tüchtigsten Leute solchen Berufen zuwenden, für die politische und legislatorische Arbeit genügen junge Advokaten oder Geschäftsleute, denen der Erfolg noch nicht gelächelt hat, und hohe Beamtenstellen sind nur ein Sprungbrett für den Übergang ins Geschäftsleben. „Die tüchtigen Männer wissen, daß eine nutzbringende Beschäftigung ihr Lebenszweck sein muß, sie werden nie auf den Gedanken kommen, daß die Handhabung von unverrückbaren Gesetzen das erhabenste Feld der Betätigung ist, sie werden diese Beschäftigung Leuten von weniger Gehirn und geringeren Kräften überlassen.“³⁰

²⁶ Griechische Kulturgeschichte. 1898, IV, 123.

²⁷ Conduct of life. Riverside ed. 1898, 91.

²⁸ Chesterton, What I saw in America. 1922, 108.

²⁹ Ebenda, 115.

³⁰ Lorimer, Letters from a self-made merchant to his son. Tauchnitz Ed. 1903, 212. Das Wortspiel ist unübersetzbar.

Die Betätigung im Wirtschaftsleben nimmt zwar die volle Zeit und Kraft des Menschen in Anspruch, erfüllt aber auch alle Bedürfnisse und Wünsche. Der Geschäftsmann fühlt sich daher nicht im mindesten bedrückt, wenn ihm seine Arbeit keine Möglichkeiten übrig läßt, irgendwelche geistige Interessen zu pflegen, seelische Schmerzen, von der Teilnahme am kulturellen Leben, von Literatur, Kunst, Wissenschaft abgeschnitten zu sein, empfindet er nicht. Und von Jugend an soll man sich durch nichts von der ausschließlichen Verfolgung der wirtschaftlichen Ziele ablenken lassen, alles andere ist zwecklos, zieht von der eigentlichen Aufgabe ab und wird dem Erfolg hinderlich sein. „Ein junger Mann, der ein Großschlächter werden will," so schreibt der Dollarkönig an seinen Sohn, als er hört, daß dieser sich viel mit Golfspielen abgibt, „hasn't much daylight to waste on any kind of links except sausage links."³¹ („sollte nicht viel Tageslicht verschwenden auf irgendeine Art von Beziehungen außer auf Wurst-Beziehungen“).

Es gibt keine Gruppe, keine Klasse, die sich von kommerziellem Denken frei wüßte; im Business („Geschäft“) zu reüssieren, ist das höchste Ideal, die „men of progress“ („die Männer des Fortschritts“) sind neben den Erfindern die Carnegie, Harriman, Rockefeller. „Der Arzt, der eine neue Operation findet, der Bakteriologe, der ein neues Serum gegen eine Krankheit, der Pflanzenzüchter, der Übersetzer der Bibel in eine fremde Sprache, der Begründer einer sozialen Einrichtung, der Erfinder einer neuen Methode zur Unterrichtung von Taubstummen: dies sind nicht die Männer, ‚who do things‘, („die Dinge hervorrufen“) denn sie geben Wohltaten, nur Wohltaten, aber kein Geld.“³² „Business-like“ („geschäftsorientiert“) wird das größte Kompliment, das man irgendeiner Sache machen kann³³, und die Sprache des salesman („Verkäufers“) durchdringt das gesamte Leben. Man spricht von einem „selling service“ („Dienstleistungen verkaufen“), „selling christianity“ („Christentum verkaufen“), „selling ideas“ („Ideen verkaufen“)³⁴, und man muß glauben, daß der große amerikanische Philosoph William James sich der ungeheuerlichen Geschmacklosigkeit gar nicht bewußt gewesen ist, als er schrieb: „Der Gott, den die Wissenschaft anerkennt, darf nur ein Gott universaler Gesetze sein, ein Gott, der ein Engrosgeschäft, und nicht einen Kleinhandel betreibt; er kann das, was er tut, nicht der Bequemlichkeit von Einzelwesen anpassen.“³⁵ Und ebenso wird man in der Auslöschung von Niveauunterschieden eine Ungehörigkeit finden, wenn etwa Barnum an Matthew Arnold, als dieser sich in Amerika aufhielt, schrieb: „Sie sind berühmt, ich bin bekannt, wir müßten zusammengehen.“³⁶

Stets hat die Wirtschaft den Primat, alles wird daraufhin geprüft, wie das Wirtschaftsleben darauf reagieren muß, und alles verworfen, was es irgendwie hemmen könnte; im Konflikt mit menschlichen, sozialen, ästhetischen Forderungen wird es immer den Sieg davontragen. Was er auf wirtschaftlichem Gebiete geleistet hat, ist des Amerikaners größter Stolz. Daher kennt auch jeder das Wirtschaftsleben seines eigenen Landes in einem ganz anderen Umfange, wie es in Europa der Fall ist, und alles, was hier geschieht, erweckt sein Interesse. Es bereitet ihm eine Freude, das was er hier geschaffen, zeigen zu können, und jeder Ausländer wird mit Vergnügen die zahlreichen Gelegenheiten ergriffen haben, die sich ihm bieten,

³¹ Carnegie, Evangelium des Erfolges. Herausg. von Grabison. 1905, 205.

³² Ross, Nr. 14, 93

³³ Ebenda, 87.

³⁴ Colyer, Americanism, a world menace. 1922, 135.

³⁵ Varieties of religious experience. 1902, 493

³⁶ Williams, The Founding of Main Street. North Amer. Rev., 1922, CCXVI, 411.

Einblicke in die Bureaus, Fabriken, Bergwerke, Farmbetriebe usw. tun zu können; hier waltet eine Liberalität, die in krassem Gegensatz zu der Engherzigkeit, Kleinlichkeit und Geheimnistuerei steht, die auf diesem Gebiete in allen europäischen Ländern in mehr oder minder hohem Grade herrscht.

Alles wird nur unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet, alles ist nur für den Erwerb da, der Amerikaner sieht nicht das Land, sondern Grundstücke, nicht die Felder, sondern den Ertrag, nicht den Wald, sondern Holz, nicht den Wasserfall, sondern die Pferdekräfte. An jedem Ding interessiert ihn zunächst die wirtschaftliche Seite. Als ein Schwarm von Amerikanerinnen in Paris an das Grab des unbekanntenen Soldaten mit der ewig brennenden Flamme herangeführt wurde, war die erste Frage an den Führer: „What do you burn? Oil?“ („Was verbrennen Sie? Öl?“).

Der Amerikaner, hat ein amerikanischer Soziologe gesagt, ist der wahre Antibuddhist, der Occidentale („rationale Westler“) zur n-ten Potenz erhoben³⁷. Arbeit ist Ausfüllung und Erfüllung seines Daseins und wenn bei ihm die Hochschätzung der Arbeit, wie sie der Kapitalismus gebracht hat, eine solche Übersteigerung erfahren hat, daß nur sie allein noch das gute Gewissen zu geben vermag, so hängt auch dies aufs engste mit puritanischer Gesinnung und mit der Neulandkultur zusammen. Es gab keine Lebensformen, die nicht auf Arbeit gegründet waren, wer nicht arbeitete, hatte keine Existenzberechtigung. Dafür hatte jedoch auch ein jeder die Überzeugung von der Bedeutung seiner Beschäftigung, das Bewußtsein, gebraucht zu werden, an einem großen Werke mitzuschaffen; auch der Untergeordnete durfte sich als ein unentbehrliches Glied fühlen. Es ehrte eine jede Arbeit, gleichgültig welcher Art sie war, aber dem Fleiße winkte auch der Erfolg, und die uneingeengten Möglichkeiten des Aufstiegs spornten den Ehrgeiz. Man fürchtet stets, ein anderer könne einem zuvorkommen, jedes Ausruhen gibt anderen einen Vorsprung, und so geht ein nie ermüdendes Streben, eine ungemaine Lebendigkeit, eine immer wache Unternehmungslust durch das ganze Volk. Man sucht nicht nur den andern zu überbieten, sondern über sich selbst hinauszugelangen, den eigenen Rekord zu schlagen; wer nicht das Bestreben kund gibt, sich heraufzuarbeiten, wer sich mit dem, was er hat, genügen lassen will, gilt, mag er auch an seiner Stelle alles Verlangte leisten, als „untüchtig“ und sinkt rasch zurück.

Es wurde und wird in Amerika härter gearbeitet als in Europa, eine Nation von Streikbrechern hat man die Amerikaner genannt³⁸, und die Neuzugewanderten müssen sich erst an das neue Tempo gewöhnen und nur die physisch gut ausgestatteten und seelisch nicht allzu empfindlichen pflegen ihm gewachsen zu sein. Man hat oft in dem Klima einen bedeutenden Faktor für die Steigerung der Arbeitsintensität sehen wollen: namentlich die kalte trockene Luft soll anregend wirken, die Nerven stählen, die Energie anpeitschen, und in den kalten Wellen soll „ein Aktivbestand von unschätzbarem Werte“³⁹ liegen. Wir sind noch nicht so weit, derartige Beziehungen als Fundamente benutzen zu können, dagegen ist der Einfluß der sozialen Atmosphäre in diesem Falle zweifellos. Der einzelne wird durch die allgemeine Arbeitswütigkeit mit fortgerissen, er hat auch gar keine Möglichkeit, sich ihr zu entziehen. Es gehört zum Wesen des kapitalistischen Wirtschaftssystems, daß es keine Freiheit des Arbeitsquantums zuläßt; wer nicht die üblichen Arbeitszeiten einzuhalten gewillt ist, nicht die gleichen Arbeitsmengen zu leisten vermag wie seine

³⁷ Ross, Foundations of Sociology. 5. ed. 1920, 389.

³⁸ Hunter, Das Elend der neuen Welt. Übers. 1908, 22.

³⁹ Law, Die Amerikaner. Übers. von Federn. 1913, I, 50.

Nachbarn, schaltet sich selbst aus; hierin liegt ja einer der Gründe für die Schwierigkeit der Verwendung von Negern in den industriellen Betrieben. Die Folgen dieser erhöhten Aktivität zeigen sich in einer raschen Abnutzung der Menschen, einem hohen Menschenverbrauch, den man sich leisten konnte, da die Einwanderung die freigewordenen Plätze sogleich wieder ausfüllte. Für ältere Leute hat man keine Verwendung; Arbeiter von 40 Jahren gelten schon als nicht mehr leistungsfähig und finden kaum noch eine Stelle. Als einmal ein ausländischer Besucher in Chicago eine Fabrik besichtigte, und zu dem ihn Herumführenden die Bemerkung machte, es sei ihm aufgefallen, daß er so wenig ältere Arbeiter zu Gesicht bekommen habe, wurde ihm die Antwort: „Wenn Sie die älteren Leute sehen wollen, so müssen Sie auf den Kirchhof gehen.“ Man will überall junge, unabgenutzte Kräfte haben, aus denen man in der Zeit ihrer besten Kraftentfaltung das letzte herausdrückt, sie dann freilich auch hoch bezahlt. Früher als in Europa fängt man an, etwas zu gelten, und kann darauf rechnen, auch schon in jungen Jahren zu einem hohen Posten zu gelangen.

Ein amerikanischer Industrieller, der zu vergleichenden Studien viel in Europa gereist ist, will die Feststellung haben machen können, daß der Durchschnittsamerikaner von 45 Jahren so aussieht wie ein Nordeuropäer von 60 Jahren⁴⁰. Der scharfe Wettbewerb, die ununterbrochene Anspannung, bei der auch die Mahlzeiten nur eine unangenehme Unterbrechung oder auch eine Fortsetzung der Arbeit bedeuten, hat die Amerikaner einerseits zu einem „Volk von Dyspeptikern“ („magenkranke Personen“)⁴¹ werden lassen, andererseits im Verein mit der Fülle der durch den Puritanismus verdrängten Triebe einen besonders günstigen Boden für die Entstehung der Nervenschwäche abgegeben. Es ist doch wohl bezeichnend, daß das Krankheitsbild der Neurasthenie zuerst von einem Amerikaner beschrieben ist, auch von ihm ihren Namen erhalten hat, und daß er sie geradezu eine amerikanische Krankheit hatte nennen können⁴².

Die Hochwertung der Arbeit und die Arbeitsfreudigkeit arten natürlich nur zu leicht in Geschäftigkeit, in ein „work for works sake“ („Arbeit um der Arbeit willen“) aus und andererseits gibt, was Achtung erweckt, auch stets Anlaß zum Renommieren. Wo jeder so gerne von seiner Arbeitsleistung spricht, tut man gut, ein wenig abzuziehen, während man dort, wo man sie sich nicht gerne anmerken läßt, wie etwa in Frankreich, wird zulegen müssen, um zu einer richtigen Vorstellung zu kommen. Der Amerikaner wird auch nur zu leicht zu allzu rascher, allzu flüchtiger Arbeit verführt. Man hat nicht warten gelernt, man will immer möglichst rasch das Ergebnis der Arbeit und den greifbaren Erfolg sehen, die kleine sorgfältige Arbeit, die Mühung um das Unbedeutende verachtet man. So sind Ungründlichkeit, Nachlässigkeit, Flüchtigkeit, wie mehrere Beobachter des Wirtschaftslebens betonen⁴³, die Kehrseite des raschen Anpackens, der starken Aktivität, der Freude an der Tätigkeit, die vor einer Fülle von Aufgaben sich nicht erdrückt, sondern nur erregt fühlt. Im Grunde, so hat sogar ein Amerikaner gemeint, sei man eigentlich faul bis zu einem unaussprechlichen Grade, da die wirklich harte Arbeit und konzentriertes Nachdenken die Amerikaner dermaßen ermüde, daß sie ihnen unerträglich erschienen⁴⁴.

⁴⁰ Farnham, America vs. Europe in Industry. 1921, 30.

⁴¹ Ebenda.

⁴² Beard, Die Nervenschwäche. Übers. von Neißer. 2. Aufl. 1881, 7.

⁴³ siehe z. B. Shadwell, England, Deutschland und Amerika. Übers. von Leo. 1908, 12. van Dyke, The spirit of America. 1910, 66.

⁴⁴ Mowrer, Le peuple-enfant de l'Amérique. Europe, 1925, VIII, 86.

Zu den am deutlichsten hervorgetretenen Seiten des amerikanischen Lebens gehört für die meisten das scharfe Tempo, in dem es abläuft, die aufreibende Hetzjagd, die nie zur Ruhe gelangen und nirgends Behaglichkeit aufkommen läßt, ein Zug, der auch erst durch die Erschließung der Mitte hinzugekommen ist. Die Art des Amerikaners, „sein Frühstück herunterzuschlingen, in die Kleider hineinzustürzen, sich an den Wagen zu hängen, der ihn ins Bureau fährt, läßt einen an die Feuerwehrpferde in New York denken, die in sieben Sekunden munter gemacht, angeschirrt, vor den Wagen gespannt und in Galopp gebracht werden“⁴⁵. „A minute saved is a minute gained“ („eine Minute gespart, ist eine Minute gewonnen“), sagt sein Sprichwort; Zeitersparnis ist ihm ein absoluter Gewinn, er glaubt, mit ihm einen wirklichen Vorteil davongetragen zu haben, auch dann, wenn er ihm zu nichts nütze ist und er gar nicht weiß, was er mit dem Gewonnenen beginnen soll. Nur nicht „slow!“ („langsam!“) überall wird dem Fremden die Sucht nach minutiöser Ausnutzung der Zeit vor Augen geführt. Als Anlockung findet er an vielen Stellen ein „while you wait“ („während Sie warten“) angebracht, ein „quick lunch“ („schnelles Mittagessen“) oder gar ein „schnellstes Mittagessen in der Stadt“ als einzige Empfehlung kulinarischen Genusses, in den Briefen die nüchterne Kürze, das Fehlen aller Floskeln, beim Blättern in den zahllosen Business-Zeitschriften das „saving-time“ („Zeitersparnis“) ständig als einen der bevorzugtesten Gegenstände behandelt; er weiß es, daß zuerst in Amerika die Vereinfachung und Rationalisierung des Geschäftsbetriebes systematisch durchdacht und durchzuführen gesucht ist, und er möchte in den zahllosen Kürzungen der Sprache das gleiche Bestreben spüren, nicht mit angeblich überflüssigem seine Zeit zu verschwenden. Ein Erfinder erklärte: wenn ich etwas erfinde, das Zeit spart, so kann ich es sofort an zwanzig Stellen verkaufen, aber wenn ich eine Idee zum Schutze des Lebens anbiete, so vermag ich nicht das geringste mit ihr anzufangen⁴⁶.

Auch dieses Bild muß sich eine Korrektur gefallen lassen. Münsterberg meinte, daß außer den öffentlichen Mitteln nichts so sehr vergeudet werde wie gerade die Zeit, daß auch der Geschäftsmann oft recht freigebig mit ihr umgehe⁴⁷, und auch Shadwell hat hervorgehoben, daß die berühmte amerikanische Schnelligkeit sich im amerikanischen Geiste und in den Maschinen, aber nicht beim einzelnen Amerikaner finde: die elektrischen Wagen rasen, aber die Menschen nicht⁴⁸. Der Eindruck des Jagens, des Ruhelosen entsteht nach ihm in erster Linie dadurch, daß der Amerikaner jede Stunde des Arbeitstages ausgefüllt wissen will; er liebt keine Intervalle, sondern eines soll sich unmittelbar an das andere anschließen. Überall, wo er ist, will er ein festes, pausenloses Tagesprogramm haben, und diese straffe Regelung der Zeit läßt nach außen hin das innere Gehetztsein gar nicht so sehr in Erscheinung treten. Seine Philosophie ist: Du mußt gelegentlich schnell sein, um nicht ständig in Eile zu sein⁴⁹.

Gerne gibt er Geld aus, um seine Zeit zu schonen, während der europäische Geschäftsmann viel eher geneigt ist, das umgekehrte zu tun. Aber wichtiger als die Geschwindigkeit ist ihm Bequemlichkeit, Mühe sparen, gilt ihm mehr als Zeit sparen. Er zieht es vor zu fahren, auch wenn er aus Erfahrung weiß, daß er zu Fuß viel

⁴⁵ Chevrillon, Les Etats-Unis et la vie américaine. Rev. des Deux Mondes, 1892, 3. sér., CX, 579.

⁴⁶ Ross, Nr. 14., 96.

⁴⁷ American Traits. 1903, 26.

⁴⁸ Nr. 43, 13 f.

⁴⁹ van Dyke, Nr. 43, 135.

rascher vorwärts kommen würde, er wartet auf den Lift („Aufzug“), selbst wenn er mit wenigen Schritten sein Ziel erreichen könnte. Er wird aber auch nicht unruhig, wenn er etwa bei einer Bahnfahrt längere Aufenthalte hat, wenn er warten, wenn er lange Zeit sich irgendwo aufstellen muß; alles das nimmt er mit einer Gemütsruhe hin, die schlecht zu der Vorstellung des ewig hastenden Amerikaners paßt. Dieses kommt für den Ausländer hauptsächlich dadurch zustande, daß er nur in den seltensten Fällen auch die kleineren Orte aufsucht und sich so gerne einbildet, die Riesenstädte seien die typischen Repräsentanten des Lebens in Amerika. Von den Großstädten des Ostens abgesehen, geht es aber auch dort ziemlich gemächlich zu, und auch zwischen jenen sind Unterschiede vorhanden. Während etwa in New York oder Chicago der speed (speed train, „Schnellzug“) seine Triumphe feiert, trägt Philadelphia, the grand village („das großartige Dorf“), wie man es nennt, einen viel behaglicheren Charakter; es gilt den Amerikanern geradezu als verschlafen, und man erzählt sich die Antwort eines Chicagoers auf die Frage, wieviel Kinder er habe: vier, drei lebende und eines in Philadelphia⁵⁰.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts schrieb Crèvecoeur: „Das größte Verbrechen, was man hier begehen kann, ist der Müßiggang. Erst würde man den Faulenzer bemitleiden, hernach verachten. Dies ist bei allen ein so allgemeiner Grundsatz, und gleichsam ein Nationalvorurteil, daß man hier auch keinen einzigen müßigen Menschen sieht“⁵¹, und wenn Théophile Gautier sich einmal darüber beklagt hat, daß die Menschen noch nicht einmal eine neue Todsünde erfunden hätten, so kann der Amerikaner diesen Ruhm für sich in Anspruch nehmen: im Müßiggang, ja, eigentlich schon im Nichtarbeiten, hat er sie gefunden. Das entwickelte kapitalistische Wirtschaftssystem hat ja schon an sich eine scharfe Beschränkung im Arbeitswillen herbeigeführt; es läßt den Menschen nicht so viel oder so wenig arbeiten, wie er es wünscht, sondern zwingt ihn, so lange Zeit zu arbeiten, wie es vorgeschrieben ist.

In der Public Library („öffentlichen Bibliothek“) in Chicago hängt im Korridor ein großes Plakat mit der Inschrift: „Müßiggang ist ein nationaler Verlust; wenn jemand nicht arbeitet, so leidet das ganze Volk.“ Wer arbeiten kann, hat zu arbeiten; tut er es nicht, so versündigt er sich an den amerikanischen „Idealen“ und wird als Schmarotzer betrachtet. So fehlt denn in Amerika - und mit Stolz weist man darauf hin - ganz jene Klasse, die man in England als die leisure-class („Müßiggang-Klasse“) zu bezeichnen pflegt, eine soziale Schicht, die der eigentlichen Arbeit enthoben, sich mit Politik, Wissenschaft oder Kunst, irgendeinem Dilettantismus beschäftigt, daneben in Sport und gesellschaftlichen Veranstaltungen ihr Vergnügen findet. Der Gentleman ist ja ein Mensch, zu dessen Wesen es gehört, daß er nicht eigentlich arbeitet, und als man einer jungen Amerikanerin davon sprach, erwiderte sie: „Solche Leute haben wir auch, wir nennen sie Bummler.“⁵² Sie gab hiermit sicherlich der herrschenden Meinung Ausdruck. Mit der Begründung, daß geschrieben stehe; „Bete und arbeite!“ hat man 1923 auch den Indianern die ihnen so lange gewährten Renten und Rationen entzogen. Daß Zeit Geld sein kann, haben die Amerikaner wie wenige begriffen, daß aber umgekehrt auch Geld Zeit bedeutet, ist ihnen noch nicht zum Bewußtsein gekommen, weil ihnen das Verständnis für jede zweckfreie Betätigung abgeht. - Auch der reiche Mann muß in den Sielen sterben, der Beruf des Rentners war lange Zeit so gut wie unbekannt. Wenn sich schließlich in Los Angeles eine

⁵⁰ Ebenda, 134.

⁵¹ Briefe eines amerikanischen Landmanns. Übers. von Götze, 1788, II, 208.

⁵² Matthews, The American of the Future. 1909, 156. Die gleichen Worte gebrauchte Carnegie über die englischen Lords: Nr. 31, 199.

größere Zahl von ihnen zusammenfand, so daß man diese Stadt als die Rentnerstadt der Union ansehen konnte, so hat sicher nicht nur die prachtvolle Landschaft und das Klima, die die Beschäftigungslosigkeit leichter ertragen lassen, sie hierhergelockt, sondern auch die weite Entfernung von den Mitbürgern, späterhin das Wissen, Gleichgesinnte zu finden. In Kalifornien hatte auch der Puritanismus nie einen größeren Einfluß gewonnen, hier war das Leben von jeher freier, genußfroher, luxuriöser. Im Osten hatte man in jenen Zeiten, in denen die puritanische Geistesrichtung noch ungebrochen an der Herrschaft war, nur Raum für den Arbeitsmenschen. Nur für den war das Leben erträglich, der sich dem allgemeinen Arbeitsideal unterwarf: wer es sich nicht zu eigen machte, war mit einem Stigma behaftet, auch er trug den „scharlachroten Buchstaben“ („Der scharlachrote Buchstabe, ist ein Roman von Nathaniel Hawthorne, erschienen 1850. Er gilt als eines der bedeutendsten Werke der amerikanischen Literatur.“) an seinem Gewande.

Ein völlig trostloses Dasein erwartete den, der Ablenkung, Zerstreuung, Fröhlichkeit suchte; er wußte nicht, wie er seinen Tag hinbringen sollte. Der Alltag war ohne Rest der Arbeit gewidmet, der Betätigung des irdischen Menschen, der Sonntag, hatte der Erhebung der Seele zu dienen und nichts durfte seine Heilighaltung stören. Die bescheidensten Vergnügungen, selbst solche, die in Europa durchaus als ehrenwert angesehen wurden, galten als unmoralisch. Auch die kleinste Reise war verpönt, und man wurde gefragt, aus welchem Grunde man reisen wolle, mit Strafe belegt, wenn man keine ausreichenden Motive anzugeben vermochte⁵³. Sogar Engländer empfanden eine solche Sittenstrenge als zu weitgehend und machten sich über sie lustig, wie es aus manchen Reisebeschreibungen jener Zeit hervorgeht. „Ich sah niemals“, so schrieb z. B. Miß Trollope, „ein Volk, das so ohne jedes Vergnügen zu leben schien, wie die Bewohner von Cincinnati. Billards sind durch das Gesetz verboten. Der Verkauf eines Kartenspiels wird in Ohio mit 50 Dollars Strafe belegt. Sie haben keine öffentlichen Bälle, außer sechs während der Weihnachtsfeiertage. Sie haben keine Konzerte. Sie haben keine dinnerparties“⁵⁴. Jegliches Spiel wurde aufs strengste verurteilt, und Chevalier berichtet, daß die Aufstellung eines Billards im Weißen Hause durch John Quincy Adams als ein ernsthaftes Argument bei seiner Wiederwahl zum Präsidenten ins Feld geführt wurde⁵⁵. In Lowell wurde in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts ein Theater gebaut, aber die öffentliche Meinung setzte es durch, daß es wieder abgerissen wurde. Danach ist es nicht schwer sich vorzustellen, wie ein amerikanischer Sonntag damals beschaffen war. „Niemand arbeitet, aber auch niemand scheint zu leben.“⁵⁶ In manchen Orten, z. B. in New York, sorgten eigene Wachmänner, die überall in kleinen Entfernungen voneinander aufgestellt waren, dafür, daß keinerlei Entweihung eintrat und jeder Ausbruch der Freude unterdrückt wurde⁵⁷.

Mit der Einengung der Macht des Puritanismus ist nicht nur die religiöse Grundlage des Lebens erschüttert worden, der früher unvermeidliche Kirchenbesuch wird von der Allgemeinheit keineswegs eingehalten, und auch der Sonntag hat für den Ausländer viel von seinen Schrecken verloren. Man ist viel freier geworden, mag

⁵³ Tocqueville, in bisher ungedruckten Briefen bei White, *American Manners in 1830*. Yale Rev., 1923, N. S. XII, 129.

⁵⁴ *Domestic Manners of the Americans*. 4. ed. 1832, I, 94. 1.

⁵⁵ Nr. 10, I, 342.

⁵⁶ Kenngott, Nr. 10, 16. Tocqueville, *De la démocratie en Amérique*, 1839, 6. ed., I, 287.

⁵⁷ *Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner*. Von einer Deutschen. 1835, 91.

auch noch heute etwa in Texas das Kartenspiel untersagt sein⁵⁸, mag es auch wie in Kansas vorkommen, daß man am Sonntag Nachforschungen in den Häusern veranstaltet, um festzustellen, ob dort gespielt werde⁵⁹.

Die Sucht nach den sogenannten Vergnügungen ist jetzt fast so allgemein wie in Europa, und gerade bei ihnen ist ja wohl das Eindringen amerikanischer Einflüsse zuerst in der Öffentlichkeit deutlich sichtbar geworden. Das für die Mußeausfüllung im amerikanischen Stil Charakteristische ist zunächst, daß es sich dabei um Massenvergnügungen unter möglicher Einschaltung irgendeines Wettbewerbs, irgendeiner Zielerreichung handelt, daß sie ferner von der Art sind, wie sie dem kindlichen Geiste entsprechen - einen „puer robustus“ („kräftigen Knaben“) hat schon Tocqueville einmal gelegentlich den Amerikaner genannt (gemäß: *Correspondance and conversation with Nassau William Senior*. 1872, II, 149.) -, und daß sie schließlich eine möglichst starke Nervenerregung bewirken sollen: Kino und Jazz, Landpartien im Auto, bei denen das Hauptinteresse sich auf den Wagen und seine Geschwindigkeit konzentriert, Amusement-Parks, die die Göttin Technik in den Dienst des Vergnügens gezwungen haben und die schärfsten psychischen Erregungen mit dem Gefühl der völligen Geborgenheit in der sicheren Hand der Technik vereinigen. In erster Linie denkt man bei uns an den Sport als etwa spezifisch Amerikanisches, aber die Bedeutung, die er im heutigen Leben besitzt, hat er erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit erhalten. Noch vor wenigen Jahrzehnten gab es einen Amateursport überhaupt nicht, ebensowenig Freiluftspiele für das Volk, und auch für die akademische Jugend hatten nach Absolvierung ihrer Studien Baseball oder Fußball das Interesse verloren⁶⁰. Der Sport kommt der Freude des Amerikaners an Bewegung, am Wettbewerb, am Rekord in ganz besonderem Maße entgegen, so daß also die psychischen Motive, die ihn bei der Arbeit lenken, auch auf die Mußezeit übertragen werden; er wird in seiner hygienischen Bedeutung für die Allgemeinheit aber sehr überschätzt, denn es ist doch so, daß die Masse wie stets bei allen sportlichen Veranstaltungen nur als Zuschauer fungiert, und gerade in den Vereinigten Staaten sind die Professionals das Hauptziel der Aufmerksamkeit.

Die Muße darf aber nicht als Selbstzweck auftreten, muß sich vielmehr entschuldigen und soll noch den Charakter von „Erholung“ aufweisen. Sie muß sich dadurch legitimieren, daß sie der Stärkung, Erfrischung, der Wiedergewinnung der verbrauchten Energien dient. Sie ist also mehr ein notwendiges Übel, eine unangenehme Unterbrechung der Tätigkeit, besitzt keinerlei Eigenwert, und so hat auch Carnegie den Mangel an Muße nur deswegen beklagen zu müssen geglaubt, weil es zum Erfolge notwendig sei, daß man sich auch ein unschuldiges Vergnügen gönne⁶¹. Man benötigt scharfer Stimulantien, um oben zu bleiben, die Arbeit hat die Kräfte bereits fast ganz für sich in Anspruch genommen, und auch in den höheren Schichten ist daher das Niveau der Muße-Verwertung ziemlich niedrig, und sie unterscheidet sich nur quantitativ, nicht qualitativ von der der Masse. Woran es so gut wie ganz fehlt, ist der Sinn für die feineren Arten des Vergnügens und der Erholung; die „fire-side pleasures“ (Kaminfeuer-Vergnügungen“), Konversation, die man als Pose betrachtet⁶², Sinnen und Träumen, Umgang mit Frauen, für alles das mangelt es schon an der notwendigen inneren Ruhe, und was an

⁵⁸ Scheffauer, Nr. 5, 61.

⁵⁹ Nation, 1926, CXXII, 525.

⁶⁰ Robinson, *The Twentieth Century American*. 1908, 409

⁶¹ Nr. 31, 103.

⁶² Mowrer, Nr. 44., 90.

Theatervorstellungen, Konzerten geboten wird, weist außerhalb einiger ganz weniger Zentren einen Tiefstand auf, der den Europäer schaudern macht.

Die Anschauungen über Beruf und Berufswahl müssen von den europäischen abweichen. In der beruflichen Tätigkeit findet der Mensch den beinahe einzigen Bezugspunkt, sie absorbiert ihn ganz, und so wird sie auch im Verkehr der Menschen untereinander eine sehr bedeutende Rolle spielen. Es wird selbstverständlich sein, daß man sogleich eine auf sie zielende Frage abschießt, falls der Beruf einem nicht prima vista („auf den ersten Blick“) mitgeteilt sein sollte. Wie anders doch, um den extremsten Gegenfall zu nehmen, in England, wo es innerhalb der guten Gesellschaft als unfein gilt, sich nach dem Berufe zu erkundigen.

Man wird freilich von vornherein annehmen, daß man irgendwie im „Business“ ist. Innere Beziehungen zwischen dem Menschen und seiner Tätigkeit bestehen nicht, werden gar nicht gesucht, ein Zusammenhang zwischen der gesellschaftlichen Position und der Art des Berufs ist ebenso wenig vorhanden, und der Beamte oder akademisch Gebildete nimmt keine irgendwie höhere Stellung ein. Es kann sich also die Auswahl des Berufs in erster Linie nach Geldrücksichten orientieren. Nur wenig wird als minderwertig angesehen, wie etwa der Detailhandel mit Spirituosen⁶³, selbst Brauer und Großhändler mußten schon sehr reich sein, um aus der Geringachtung herauszugelangen. Als degradierend werden sonst nur persönliche Dienste und Handreichungen für andere betrachtet, weswegen ja nur wenige sich für den Hausdienst hergeben und man dort, wo es möglich ist, Neger hierzu heranzieht. Das Verhältnis zwischen den Dienstboten, den „helps“ („Hilfskräfte“), die weniger Achtung genossen als die Arbeiter, und der „Herrschaft“, den „employers“ („Arbeitgebern“), war deshalb auch lange so gestaltet, daß jene gleiche gesellschaftliche Stufe, die Anrede mit Mr. und Mrs. und gemeinsame Mahlzeiten mit der Familie beanspruchten; so betrachtet zu werden wünschten, als ob sie wie Nachbarn von Zeit zu Zeit zur Aushilfe kämen⁶⁴. Dagegen schadet es dem Ansehen nicht, wenn etwa Studenten und junge Mädchen aus guter Familie sich einen Nebenerwerb als Kellner in Seebädern oder anderen sommerlichen Erholungsstätten zu verschaffen suchen.

In Europa ist in weitestem Umfang der Beruf durch das Herkommen geregelt, die meisten sind in ihn hineingeboren oder bleiben wenigstens innerhalb eines engen Rahmens, den eben die Tradition festlegt, wenn nicht gar die Eltern auf einen bestimmten Beruf hindrängen. Derartige Einflüsse machen sich in Amerika nur in geringem Grade geltend, weil der Beruf nur die Möglichkeit zum Sichdurchsetzen, nur ein Mittel zur Erzielung des Erfolges abgeben soll, und man wendet sich daher dorthin, wo die besten Aussichten hierfür winken. Jeder glaubt für alles geschaffen und geeignet zu sein, traut sich alles zu und denkt wie jener Mann, der auf die Frage, ob er Violine spielen könne, zur Antwort gab; nein, aber ich will es einmal versuchen! Während man bei uns an der einmal ergriffenen Tätigkeit festzuhalten pflegt, auch dann, wenn man erkannt hat, in ihr gescheitert zu sein, sieht man sie dort als etwas Vorübergehendes an; bei einem Nichtreüssieren hindert nichts, sie aufzugeben und sich einer völlig andersgearteten zuzuwenden. Man hängt nicht an der Behörde oder der Firma, man kennt nicht den Begriff der Karriere, und da Pensionen nicht gewährt werden, auch nicht den Typus des Pensionsjägers. Dieser häufige Berufswechsel, für den es auch im höheren Alter nicht zu spät ist, der vor keinem Beruf, auch nicht etwa dem ärztlichen, Halt macht und der keinerlei Schande bringt, ist ungemein

⁶³ Bruncken, Die amerikanische Volksseele. 1911, 35.

⁶⁴ Chevalier, Nr. 10, II, 517. Tocqueville, Nr. 53, 123

charakteristisch; man betrachte etwa, welche Tätigkeiten einige Präsidenten der Vereinigten Staaten nacheinander ausgeübt haben: Lincoln war Farmer, Milizhauptmann, Postmeister, Rechtsanwalt, Grant Kadett, Leutnant, Hauptmann, Farmer, Lederhändler, Oberst, kommandierender General, Garfield Tagelöhner, Fuhrmann, Schiffer, Lehrer, Student, Professor, Schuldirektor, Milizoffizier, Brigadegeneral, Abgeordneter im Kongreß. Dadurch erklärt sich der häufige Ortswechsel, die unverhältnismäßig geringe Zahl der Leute, die in dem Ort oder auch nur in dem Staat leben, in dem sie geboren wurden; irgendwelche Hemmungen bestehen ja auch auf diesem Gebiete nicht. Die Unternehmer haben von jeher daraus ihren Vorteil nehmen können; es war immer leicht, Angestellte und Arbeiter auch aus den fernsten Gegenden heranzuziehen und sie in eine beliebig gelegene neuzugründende Industriestadt zu verpflanzen.

Die Beweglichkeit im Beruf wird noch dadurch sehr erleichtert, daß an eine spezielle Vorbildung nur geringe Ansprüche gestellt, Examina kaum gefordert werden; man hat keinen Respekt vor dem sogenannten Fachmann, sondern ist vielmehr des Glaubens, daß der erfolgreiche Mann sich überall hineinfindet und an jeder Stelle etwas leistet.

Für die unteren Stufen besteht jetzt freilich die Tendenz, die freie, durch keine Rücksichten gebundene Berufswahl einzuschränken. Wenn die Psychotechnik, die sich in Amerika schon ein sehr breites Feld erobert hat, weitere Fortschritte macht, so wird diese Typisierung des Menschen dahin führen, daß eine Anzahl von Messungen das Schicksal spielt, und daß ein paar Zahlen in einer Kartothek einen Menschen endgültig zu einem Buchhalter, Aufseher, Maschinenbediener oder Telephonisten machen.

In einem Lande, dessen äußeres Bild sich ständig wandelte, wo oft ein Jahr genügte, um eine Veränderung des nächsten Milieus zu bringen, wird auch der Mensch, der diese Umbildung vornimmt, kein Gefühl für den Wert des Dauernden aufbringen. Das Ziel konnte nur sein, überhaupt etwas zu schaffen, Zeit für sorgfältige Arbeit durfte man sich ebensowenig nehmen, wie Rücksicht auf Dauerhaftigkeit oder Schönheit. Die Qualität der Waren, die in den Vereinigten Staaten fabriziert wurden, hatte lange Zeit in Europa keinen guten Ruf; es kam ja meist nur darauf an, daß sie schnell und möglichst billig erzeugt wurden. Man kannte weder eine Schonung, noch Freude an der Güte eines Gebrauchsgegenstandes, und wie wenig die Dauerhaftigkeit einer Ware noch heute als ein Vorzug gilt, geht in recht klarer Weise aus einer Prüfung von Reklamewirkungen hervor⁶⁵. Für einen fingierten Artikel sollte das Publikum die Anziehungskraft angeben, die die verschiedenen, in der Reklame angepriesenen Eigenschaften ausüben: die Dauerhaftigkeit stand am niedrigsten im Kurse und anderes, wie Eleganz, Schönheit, Modernität, Ersparnis, Notwendigkeit wurden weit höher geschätzt. Bei allem, was hergestellt wird, bleibt man sich des Provisorischen stets bewußt, bei allem, was man kauft, weiß man, daß es in kurzem von anderem abgelöst sein wird. Es ist gewiß nicht richtig, wenn von amerikanischer Seite gesagt worden ist, es existiere außer den Amerikanern kein Volk, das die Neuheit eines Gegenstandes schon als eine Empfehlung ansähe⁶⁶, aber es gibt sicherlich keines, bei dem der „newism“ so stark ausgeprägt ist. Wie konservativ man sonst auch sein mag, wie sehr man sich neuen Ideen entgegen stemmt, im Wirtschaftlichen reizt hier immer nur das Neue, und das, was man den „fashion cyle“ (Modezyklus“) genannt

⁶⁵ Adams, Advertising and its mental laws. 1922, 143.

⁶⁶ Eliot, American Contributions to Civilization. 1897, 359

hat, ist dementsprechend von besonders kurzer Dauer⁶⁷. Genau so wie an der Richtigkeit von Nachrichten wenig gelegen und man zufrieden ist, eine erregende „headline“ („Überschrift“) in der Zeitung zu finden, wenn sie auch noch so unwahrscheinlich und töricht klingen mag, so sind Neuheit und Schönheit gleichbedeutend. Der Drang, möglichst alles zu haben, was gerade aufgekommen und in Mode ist, macht hier nicht bei bestimmten Kreisen von Großstadtbewohnern Halt, sondern greift auf die kleineren Orte und bis zu den einsam wohnenden Farmern über: auch sie stehen allem Neuen offen, sind jeder Verbesserung zugänglich, wünschen in ihrem Hause den letzten technischen Komfort anzubringen, immer die neuesten Maschinen zu besitzen.

Für die Produktionsgestaltung ergeben sich hieraus die wichtigsten Folgerungen. Für alles, was auf den Markt geworfen wird, tut sich sogleich ein ungeheurer Absatz auf, wenn es überhaupt gelingt, mit der Ware in das Publikum hineinzudringen. Alle Erfindungen, kleine und große, haben nur geringe Widerstände zu überwinden und werden gierig aufgenommen. Weil nichts für unmöglich erachtet wird, weil man der Technik alles zutraut, sind aber auch jedem Schwindel die Tore geöffnet. Dem Unternehmertum erwachsen aus einem solchen Verhalten neben den offensichtlichen Vorteilen auch besonders schwierige Aufgaben; es kann zwar die Warenfreudigkeit des Konsumenten fortdauernd ausnützen, aber es muß sich ständig auf dem qui vive halten und auf Neues sinnen. („Auf dem Quivive sein“, bedeutet so viel wie auf der Hut sein, aufpassen, aufmerksam sein oder auch besonders gut informiert sein.“)

⁶⁷ Kyrk, Theory of consumption. 1924, 268.

III. Das Verhältnis zum Gelde

DIE Worte des Amerikamüden: „Der Geist unserer Pädagogik ist nicht der, Menschen zu bilden, sondern Rechenmaschinen zu machen. Der Amerikaner soll möglichst bald ein Dollar erzeugender Automat werden“⁶⁸ resümieren noch heute die Auffassung der meisten Europäer: die Amerikaner sind ihnen das eigentliche „money-making people“ („Geld-Macher-Leute“) geworden, mit welchem Namen man früher die Engländer zu bezeichnen liebte. Die „Jagd nach dem Dollar“ nimmt sie so vollständig in Anspruch, daß alle anderen Interessen dahinter zurücktreten müssen. Beobachtungen, die ein jeder täglich und stündlich in Amerika zu machen in der Lage ist, lassen allerdings eine solche Überzeugung nur zu leicht aufkommen. Wozu sonst dieses rastlose Arbeiten, dieses Leben, das keine Ruhepausen kennt? Welchen anderen Sinn kann es haben, wenn man sieht, daß die Kinder so früh wie nur irgend möglich zum Geldverdienen angehalten werden, auch dort, wo eine Notwendigkeit dazu nicht im geringsten vorliegt? Nirgends in der Welt wird so viel und so unverhüllt vom Gelde gesprochen; die Unterhaltung auf der Straße, in der Gesellschaft, in den Klubs dreht sich ums Geldmachen, jeder erzählt ohne die mindeste Scheu, wie viel Dollars er im vergangenen Jahre, im vergangenen Monat „gemacht“ hat. „Success“ ist immer gleichbedeutend mit Geldverdienthaben. Die Frage: Wie geht es Ihnen? wird ohne weiteres auf die momentane pekuniäre Lage bezogen; der eine ist eine halbe Million Dollars, der andere nur 100000 Dollars „wert“. Dazu die Stellung der reichen Leute, die Aufmerksamkeit und Bewunderung, die man ihnen entgegenbringt. Alles wird in Geld ausgedrückt, in den Zeitungen wimmelt es von Dollars: ein neues Gebäude ist ein 10 Millionen-Bau, ein Feuer ein 1 Millionen-Feuer, ein heftiger Regen ein 1 Million Dollar-Regen, ein Gemälde ein 100.000 Dollar-Tizian.

Der Engländer, meint Chesterton⁶⁹, und er gibt hier einer gesamteuropäischen Auffassung Ausdruck, möchte so viel Geld haben, daß er in der Lage ist, es zu vergessen. Er schaltet geflissentlich die Erörterung von Geldfragen im nicht-geschäftlichen Umgang aus, verpönt sie in der Unterhaltung und findet sie nur bei denen entschuldbar, die nichts denken können wie Geld, bei den armen Leuten; der materielle Hintergrund der Existenz wird in einem Halbdunkel gelassen, und diese Verbergung so weit getrieben, daß die einander Nächststehenden, die Mitglieder der Familie, die besten Freunde, über diesen Punkt oftmals Zeit ihres Lebens wechselseitig im unklaren bleiben. Dem Amerikaner dagegen ergeht es ähnlich wie Midas: alles, was er berührt, wird ihm zu - Geld, nur darf man hieraus nicht den Schluß ziehen, daß das Geld als solches das erste Ziel seines Lebens und Strebens sei. Ja, Kenner, denen man eine Urteilsfähigkeit zusprechen muß, behaupten, daß eher das Gegenteil richtig sei, daß die Amerikaner sich weniger aus dem Gelde machten als Franzosen, Engländer und Deutsche⁷⁰, daß die auf den Besitz abzielenden Instinkte bei ihnen gar nicht stark entwickelt seien⁷¹; sie meinen gar, nirgends sei man so frei von der Verehrung des Mammons⁷², kein Volk der Welt lege so wenig Wert auf das Geld um des Geldes willen wie die Amerikaner⁷³.

⁶⁸ Kürnberger, Der Amerika-Müde, 1855, 215.

⁶⁹ Nr. 98, 103.

⁷⁰ Butler, The American as he is. 1908, 39.

⁷¹ Stearns, The Intellectual Life. In: Civilization in the United States. 1922, 140.

⁷² Belloc, The contrast. 1923, 75.

⁷³ Mowrer, Nr. 44., 84.

Daß der Amerikaner alle Dinge auf den Generalnenner Geld zu bringen sucht, hängt mit seinem Bestreben zusammen, überall zu messen und zu wiegen; Zahlen als solche machen ihm Freude, weil sie ihm die Vergleichbarkeit und damit ein besseres Verständnis ermöglichen. Die Heranziehung des Geldes als Maßstab erlaubt ihm Inkommensurables auf eine Ebene zu projizieren, mögen auch die Rangunterschiede zwischen den Dingen dabei verwischt werden.

Die Motive des Gelderwerbs⁷⁴ sind als die kapitalistischen natürlich qualitativ die gleichen wie in der europäischen Wirtschaftswelt und vereinigen, verschieben sich mit den einzelnen Stufen des Lebens und Aufstiegs ebenso wie bei uns; durch ein anderes Mischungsverhältnis erhalten sie aber wiederum eine eigene amerikanische Note. Zunächst kommt hier in Betracht der Drang, ja, man muß sagen, die Gier nach Komfort, wie es nicht anders sein kann bei einer Weltauffassung, in deren Glücksbegriff der Komfort mit einem sehr hohen Prozentsatz eingeht. Ein Komfort, der sich von dem, was man in Europa unter Luxus versteht, freilich unterscheidet, da er fast nur Bequemlichkeit, nichts von der Exklusivität, von der Erfüllung feinerer Bedürfnisse nur wenig enthält. Der enorme Warenhunger und die hohen, sich rasch steigenden Ansprüche, vor allem der Frauen, haben Amerika zu dem ungeheuren Markt der Massenproduktion gemacht. Der ganze Zuschnitt des Lebens trägt den Charakter der Breite, man rechnet nicht mit dem Cent, aber eigentliche Verschwendung ist dem Amerikaner zuwider. Weil ein ziemlich hoch gespanntes Minimum von Komfort, das für die entsprechende europäische Schicht unter der Schwelle der Erreichbarkeit liegt, absolutes Bedürfnis ist, haben auch die amerikanischen Soldaten unter den Entbehrungen im Kriege weit mehr gelitten als ihre europäischen Kampfgenossen.

Wenn das Geld sich so vordrängt, daß alles im Geldmachen aufzugehen scheint, so ist es nicht aus Liebe zum Gelde, aber auch nicht in erster Linie wegen seiner kaufenden Kraft, sondern weil das Geldverdienen das Hauptmittel zu aktiver Betätigung ist, weil das business („Geschäft“) der angesehenste Beruf ist, der sich darbietet und schließlich, - „weil überhaupt nichts anderes zu tun ist“⁷⁵. Der Puritanismus stellt ja das Reichwerden als eine sittliche Pflicht hin und Reichtum allein läßt darum schon glücklich werden. Weiterhin vermag das Geld auch darum besonders starke Reize zu entfalten, weil ihm weite Aussichten gegeben sind, der Phantasie ein umfassender Spielraum gelassen ist. Der Amerikaner kann auch hier noch an das „Wunder“ glauben, wohingegen für die weitaus größte Mehrzahl der Europäer die Höhe des Einkommens das ganze Leben hindurch der Größenordnung nach ziemlich festliegt oder die wahrscheinliche obere Grenze leicht zu erkennen ist.

Aber man hängt nicht sehr am Gelde. Im Business ist das Geld ein Spiel; es kommt dem Kampftrieb des Amerikaners entgegen, ist ihm ein Sport, ein Tonikum, gewährt ihm innerhalb einer Gesellschaft, der alles Romantische abgeht, einen Ersatz für die gleichmäßige und nüchterne Ausfüllung seines Tages. Wie der richtige Spieler muß er wagen; er liebt und sucht das Risiko, denn der Hauptreiz des Geldes liegt für ihn im Erwerben, weniger im Besitz, im gewachsenen Bankkonto.

⁷⁴ Der bekannte amerikanische Nationalökonom Taussig hat zwar in seinem Buche: „Inventors and money makers“, 1915: .76 ff. ausführlich die Antriebe zum Gelderwerb im allgemeinen behandelt, über den amerikanischen Geschäftsmann im speziellen spricht er jedoch kaum.

⁷⁵ Stearns, Nr. 71, 140.

Daß die Beziehung zum Gelde von der europäischen doch beträchtlich abweicht, läßt sich auch nach anderen Kriterien dartun. Namentlich in der sehr verschiedenen Bewertung des Vermögens und vor allem des ererbten Vermögens. Man setzt es relativ leicht aufs Spiel. Sein Verlust trifft den Amerikaner weit weniger schwer als den Europäer, nicht nur wegen der größeren Leichtigkeit des Wiedererwerbs, sondern weil man gar nicht so stark nach der Geborgenheit hinstrebt, den es verleiht. Sich aus jenem Grunde das Leben zu nehmen, wird man daher als Feigheit, vor allem aber als Beweis für einen Mangel an Energie und Betätigungswillen ansehen. Der Reichtum führt zur Achtung, die zu gewinnen sich jeder abmüht, um seinem Besitzer aber wirklich allgemeines Ansehen zu verschaffen, muß er dessen eigener Arbeit seine Entstehung verdanken. Nur das selbst erarbeitete Geld wird wirklich geschätzt, viel weniger schon rein spekulativ gewonnenes, und die meisten Amerikaner werden auch der Meinung Rockefellers sein, daß das Geld, das ohne eine Leistung einem Menschen zukomme, selten eine Wohltat sei und oft sogar ein Fluch⁷⁶. So stürzt sich denn auch der Sohn des reichen Mannes früh in den Lebenskampf, um sich nicht den Spottnamen eines Remittanceboys („ein Junge, der Geldüberweisungen erhält“) zuzuziehen, mit dem man die Leute zu bezeichnen pflegt, die von einem Zuschuß leben. Es besteht auch keinerlei Tendenz, im Erbgang eine Bevorzugung des erstgeborenen Kindes vorzunehmen.

Der Amerikaner steht seit jeher in dem Ruf, ein Materialist zu sein, ein Vorwurf, der ihm aber in Wirklichkeit nur in eingengter Form gemacht werden darf. Er ist es insoweit, als er die materielle Seite des Lebens in ihrer Bedeutung für den Einzelnen und für das Leben überhaupt maßlos überschätzt, jeden Fortschritt auf diesem Gebiet als einen Zuwachs an Glück betrachtet. Andererseits ist aber gerade der amerikanische Geschäftsmann in weit höherem Grade als der europäische von einer Idee erfüllt, überzeugt, mit seiner Arbeit einer großen Aufgabe zu dienen, während der europäische größtenteils mit seinem persönlichen Gelderwerb die seine bereits erfüllt zu haben glaubt. So ist denn der Amerikaner nicht ganz im Unrecht, wenn er jenen Vorwurf des Materialismus nicht nur zurückweist, sondern ihn auf den Europäer zurückwirft und ihm daneben seine Engigkeit in Geldsachen vorhält: sein Schnappen nach kleinen Vorteilen, sein Rechnen und Kalkulieren in Dingen, in die sich nach seinem Gefühl das Geld nicht hineinmengen soll, wie etwa die Eheschließung. Es ist gewiß bezeichnend, daß in amerikanischen Romanen und Novellen sehr häufig eine Angabe über das Einkommen der handelnden Personen gemacht wird, ebenso bezeichnend für die Stellung des französischen Volkes zum Gelde, welche große Rolle in seiner Literatur die Mitgift des weiblichen oder das Vermögen des männlichen Ehepartners spielen. Sehr mit Recht hat Münsterberg als ein Zeichen der tiefgehenden Verschiedenheit amerikanischer und europäischer Geldauffassung betont, daß die Institution der Mitgift, die doch in ganz Europa existiert, in Amerika unbekannt ist⁷⁷, und auch der amerikanische Soziologe Ross hebt mit einem gewissen Stolz hervor, daß bei seinem Volk die Liebe weniger durch den Dollar befleckt würde als bei irgendeinem anderen, das die Geschichte kenne⁷⁸.

Auch das Fehlen des Lotteriespieles ist von Münsterberg in diesem Zusammenhang erwähnt worden, das selbst dann gesetzlich verboten ist, wenn es wohltätigen oder gemeinnützigen Zwecken dient, und die gleiche Verachtung trifft alle reinen Glücksspiele, die durchaus verpönt sind; dem Ansehen des Eisenkönigs Schwab tat

⁷⁶ Memoiren, Übers. 1909, 161.

⁷⁷ Die Amerikaner. 1904, I, 338 f.

⁷⁸ Civic Sociology. 1925, 10.

es z. B. seinerzeit sehr starken Abbruch, als die Zeitungen meldeten, daß er in Monte Carlo am Spieltisch zu finden gewesen sei⁷⁹. Das Spielen an der Börse, das bis in die unteren Schichten hinabdringt, hat für den Amerikaner nicht den Sinn eines reinen Zufallspiels, bedeutet ihm etwas ganz anderes: hier entscheiden die bessere Übersicht, Kenntnis, Konjunkturausnutzung, und das gleiche gilt von den Wetten, für die er nicht nur beim Sport, sondern fortdauernd im Privatleben Gelegenheit sucht und findet; auch hier bleibt der Sieger, der die richtigere Kalkulation angestellt hat. Der reine Spielergewinn ohne irgendeine Möglichkeit der Betätigung und der Berechnung vermag ihn nicht zu locken und läßt ihn ganz kalt.

Die Hauptsache für die Überschätzung des Geldes und den Drang reich zu werden liegt jedoch auf sozialem Gebiet, ist darin zu suchen, daß der Wert des Menschen an seiner Leistung gemessen wird, und diese sich in dem ausdrückt, was ihm an Geld zu verdienen gelungen ist; eine Folge einerseits der vom Puritanismus aufgestellten Forderung, sich durch die Erwerbung von Besitz zu „bewähren“, andererseits des Fehlens anderer Maße. Das Einkommen und der Besitz sind der Maßstab des Erfolges, es gilt hier der Satz: Der Mensch ist, was er hat, und damit wird das Reichwerdenwollen zu dem dominierenden Motiv für die Einengung allen Strebens auf den Gelderwerb. Dieses konnte allerdings zu voller Entfaltung erst im Beginn des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts gelangen. Bis zu dieser Zeit war die Spannung zwischen den Besitzunterschieden nicht allzu groß, bedeutende Vermögen oder gar Riesenvermögen existieren noch kaum. Erst mit der wirklichen Erschließung der Mitte und des Westens der Union eröffneten sich die beispiellosen Aussichten für die Gewinnung von Reichtum, und damit entstand die alle erfassende und alles beiseite schiebende Begier, reich zu werden.

Der Reiche hebt sich aus der Masse heraus, er wird zum Ideal und Vorbild des Volkes. Die Wertskala baut sich nur auf dem nach außen hin sichtbaren Erfolge auf, andere Distinktionen („Unterscheidungen, Wertschätzungen“) existieren nicht; dem Ehrgeiz bietet sich das Reichwerden als das einzig vorhandene, aber auch allen verständliche und erreichbare Ziel dar. Die Verleihung eines Adelspatents, von Titeln und Auszeichnungen kommt nicht in Frage, die politische Laufbahn besitzt wenig Ansehen, namentlich in den Einzelstaaten, und damit ebensowenig Anziehungskraft, wie wissenschaftliche und künstlerische Betätigung; ein cum dignitate geführtes otium („mit Würde geführte Muße“, Cicero: otium cum dignitate (mit wissenschaftlicher und philosophischer Betätigung verbrachte „würdevolle Muße“ in Zurückgezogenheit, de Oratore I, 1f.) schafft nicht nur keinerlei gesellschaftliche Stellung, sondern ist sogar mit einem Odium („Feindschaft“) behaftet. „The man who made his pile“ („Der Mann, der seinen (Holz-)Haufen machte.“) genießt dagegen eine Verehrung und ein soziales Prestige wie wohl nirgends sonst, man beugt sich vor ihm wie es in Europa kaum vor den Vertretern des hohen Adels geschieht, er steht im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, ihm wenden sich die Neugierde und die allgemeine Aufmerksamkeit zu; seinen Namen findet man in den „Society News“ („Gesellschaftsnachrichten“), man interessiert sich für alle seine Lebenskleinigkeiten. Es besteht eine ganze Literatur über die „rich men“ („reichen Männer“), wie sie ja selber auch nur zu oft sich verpflichtet gefühlt haben, ihren Lebenslauf, ihren Aufstieg aus dem Nichts der sie anstaunenden Menge zu schildern; ein Mythos kristallisiert sich um ihre Namen, und „es wird eines Tages so schwer sein, die nackte Wahrheit über Ford zu erfahren, wie es bei Cromwell, Napoleon oder Washington der Fall

⁷⁹ Nr. 77.

ist“⁸⁰. Aber es ist eben nicht so sehr der Geldbesitz, der imponiert, es gibt sich hier nicht ohne weiteres jene mammonistische Gesinnung kund, die, um ein bissiges Wort Fontanes zu nehmen, sagt: „Er ist zwar ein Esel, aber sein Vater hat ein Eckhaus.“ Man betet nicht die Dollars um ihrer selbst willen oder wegen der in ihnen liegenden Genußmöglichkeiten an, sondern man bewundert die Energie, mit der sie zusammengebracht wurden. Sie sind ein Spiegelbild der „Tüchtigkeit“ ihres Erwerbers, sie kündigen den Mann des Erfolges an, den Mann mit der eisernen Willenskraft, dem Mut, der Geschicklichkeit, der aus einem Kampfe als Sieger hervorgegangen ist; sie sind das Symbol für die Macht des Leiters eines Bankunternehmens, einer Eisenbahngesellschaft, eines Industriekonzerns, unter dessen Zepter Tausende leben — Tausende, denen die gleichen Möglichkeiten offen standen, denen aber der Erfolg versagt war. Der nur durch Erbschaft Reiche wird, falls er keinerlei Wirksamkeit entfaltet, weit weniger estimiert und vermag auch nur in geringem Maße den Blick auf sich zu lenken⁸¹. Jene dagegen sind die Vollender des allgemeinen Ideals, und hierin liegt ihre große Bedeutung für die Gesamtkultur ihres Landes, obwohl sie selbst an ihr nur wenig teilnehmen. Sie sind das Vorbild und Muster, dem alles nachstrebt, sie Stempeln die Dinge auf gut und böse, auf recht und unrecht, und ihre Wertungen wiegen um so schwerer, als sie von der Menge nicht durch einen Abgrund, sondern nur durch einen, wenn auch steilen, Anstieg getrennt sind. Was sie sagen, wird von der Masse als Offenbarung genommen, „eine Summe von Plattheiten aus ihrem Munde bestaunt man wie ein Blatt aus den Sibyllinischen Büchern“⁸².

Die kritiklose Bewunderung, die sie umgibt, schafft ihnen eine naive Sicherheit im Urteil über Dinge, bei denen ihnen jegliche Urteilsfähigkeit abgeht, läßt sie nicht nur glauben, daß sie nichts Unrechtes tun können, sondern auch, daß ihnen nichts unmöglich ist, und alles, was sie unternehmen, zu einem Erfolge führen muß, wie sich dies, um nur ein, freilich sehr groteskes, Beispiel anzuführen, in dem Fordschen Friedensschiff in so kindlicher Weise dokumentierte. Den Zugang zur „Gesellschaft“ zu schaffen, ist allerdings Reichtum allein nicht imstande; hierzu ist es noch nötig, daß man sich den Konventionen unterwirft, man muß auch „respectable“ („angesehen“) sein und darf keinen Anstoß erregen. Aber die Zensur, der der reiche Mann untersteht, ist nicht allzu streng, und man erlaubt und verzeiht ihm manches, was man bei anderen nicht entschuldigen würde.

So hat man Amerika das „Paradies der reichen Leute“ heißen können⁸³, was es aber nur hinsichtlich der sozialen Stellung, nicht in bezug auf die Möglichkeiten des Genießens ist. In dieser Hinsicht wird viel weniger geboten als in Europa, und alles, was über die Bedürfnisse der Masse hinausgeht, ist auch ungemein teuer. Dem, der etwas Besonderes, der Abwechslung, kultivierte Vergnügungen zu haben wünscht, bleibt nichts anderes übrig, als eine Reise nach der Alten Welt, die auch noch mit der Annehmlichkeit verbunden ist, der Kontrolle der Landsleute nicht zu unterstehen.

Es ist ganz aus kapitalistischem, speziell angelsächsischem Gesichtswinkel gesprochen, wenn Lady Montagu gesagt hat: „Wie die Welt ist und sein wird, ist es eine Art von Pflicht, reich zu sein“, und in Amerika nimmt man das Streben nach dem Reichwerden so sehr als einen allen Menschen innewohnenden Instinkt, daß dort

⁸⁰ Pound, *The iron man in industry*. 1922, 76.

⁸¹ Betont von van Dyke, Nr. 43, 144.

⁸² Ross, *Social Psychology*. 1909, 176.

⁸³ Dickinson, *Appearances*. 1914, 157.

wohl nur wenige dem Satze des amerikanischen Nationalökonomens Senior nicht zustimmen werden, der hierin ein Gesetz der Wirtschaftswissenschaften sieht, dem nur die Gravitation in der Physik an die Seite gestellt werden könne, das letzte, über das der Verstand nicht hinausgelange⁸⁴. Auf dem Amerikaner liegt in der Tat die Pflicht, Reichtum zu gewinnen, denn es gibt keine erstrebenswerte Lebensform, für die ein bescheidenes Einkommen genügt. Aber als reich wird man in Amerika erst jenseits einer viel höheren Schwelle betrachtet als in Europa. Als der Chinese Wu Tingfang einen Mann, der eine halbe Million Dollars sein eigen nannte, fragte, warum er denn dann noch weiter arbeite, erhielt er zur Antwort: weil man erst mit 1-2 Millionen als ein reicher Mann gelten kann⁸⁵. Stendhals Maxime: „Wenn man 6000 Francs Rente hat, so soll man nicht mehr an das Geldverdienen denken“, eine solche unkapitalistische Denkweise wird ebenso unverstanden bleiben wie die Meinung, daß Uninteressiertheit am Gelde gerade dort, wo es der Endzweck aller ist, nicht einmal eine Form der Bescheidenheit zu sein braucht, vielmehr ein Zeichen des Stolzes ist⁸⁶. Ein Mensch, der Gleichgültigkeit dem Geldverdienen gegenüber an den Tag legt, der es versucht, andere Werte zur Grundlage seines Daseins zu machen, muß dem Amerikaner minderwertig sein oder gar suspekt erscheinen. Schon darum finden *l'art pour l'art, la science pour la science* („die Kunst um der Kunst willen, die Wissenschaft um der Wissenschaft willen“) einen so wenig günstigen Boden bei ihm vor. Der Künstler und der Gelehrte, soweit seine Wissenschaft nicht praktischen Zielen dient oder zu dienen scheint, genießen nur geringe Achtung, denn es ist kein „Markt“ für sie da und ihr Einkommen bleibt also notwendigerweise gering. Auf die großartigen Schenkungen, die die Reichen ihrem Lande machen, und die so oft den Neid Europas erregen, ist man auch in Amerika selbst nicht wenig stolz. Einige Dollarkönige lieferten das Vorbild, ihr Beispiel hat aber dann in einer Weise Schule gemacht, daß das Wegschenken des Geldes in diesen Kreisen fast ein Usus geworden ist und eher die Regel als die Ausnahme bildet; es gilt schon beinahe als eine Unehre, es nicht zu tun. Es macht die Stifter populär, man erhält einen im ganzen Lande gekannten Namen, und das Ansehen, das die reichen Leute genießen, gründet sich in nicht geringem Maße auf diese Leistungen. Wenn man daran denkt, daß wohl nirgends das Wort Bourdaloues mehr Berechtigung hat als in Amerika, daß „à l'origine de toutes les grandes fortunes il y a des choses qui font frémir“ („am Ursprung aller großer Vermögen gibt es Dinge, die schaudern lassen“), so wird in vielen Fällen als Motiv der Schenkung auch das Bedürfnis nach einem seelischen Beruhigungsmittel mitwirken; sie wird die Annehmlichkeiten dessen gewähren, was man in England als „conscience money“ zu bezeichnen pflegt. Von Analogem in Europa unterscheidet sich jedoch die amerikanische Form der Vermögensentäußerung nicht nur durch das weit größere Ausmaß, indem es sich dabei um wirklich bedeutende Vermögensteile handelt, sondern vor allem dadurch, daß sie schon zu Lebzeiten des Besitzers geschieht. Namentlich hat Carnegie die Auffassung vertreten, daß der Allgemeinheit am besten gedient sei, wenn die Verteilung bereits während des Lebens erfolge, da man dann die gleiche Sorgfalt darauf verwenden könne, wie auf den Erwerb⁸⁷. Die großen Kapitalisten halten sich für die Verwalter des Vermögens der Nation, fühlen sich als die „denen Gott die Obhut über die Besitzinteressen des Landes anvertraut hat“⁸⁸. Die zur Erwerbung des Geldes dienlichen Eigenschaften machen auch für alles andere tüchtig, der

⁸⁴ Taussig, Nr. 74, 76.

⁸⁵ America and the Americans. 1914., 78.

⁸⁶ Albert Guinon.

⁸⁷ Kaufmanns Herrschaft. 1904, 137. Vgl. die ähnlichen Äußerungen von Rockefeller. Nr. 76, 167.

⁸⁸ Worte des Präsidenten der Reading Railroad Baer. Colyer. Nr. 34., 72.

Reiche hat Einsicht und Übersicht und kennt daher am besten die Verwendungsmöglichkeiten des Geldes. Nicht das Herz soll die Verteilung lenken, sie soll vielmehr das Resultat des Nachdenkens und der Kalkulation sein. Nur ein bescheidener Teil soll den Nachkommen zufallen, denn „vererbter Reichtum ist stagnierender Reichtum“⁸⁹; das Geld soll aber weder verzettelt noch in die Hände des Staates gelangen, der mit dem kostbaren Gut in törichter Weise umgehen könnte.

Das zahlenmäßige Ergebnis solcher Anschauungsweise ist erstaunlich und, wenn man es dem, was in Europa in dieser Hinsicht geleistet wird, gegenüberstellt, doch auch bewunderungswürdig. Nach einer 1925 veröffentlichten Zusammenstellung sind z. B. in den letzten zehn Jahren für öffentliche Zwecke mehr als anderthalb Milliarden Dollar gestiftet worden, 1923/24 erhielten die Universitäten und Colleges allein fast 100 Millionen; St. Andrew, wie Mark Twain einmal scherzhaft Carnegie genannt hat, gab mit einem Scheck mehr Geld für Universitäten aus, als alle Millionäre des doch gewiß nicht armen England in einem Vierteljahrhundert spendeten⁹⁰.

Man weiß ja, was alles in Amerika solchen Stiftungen gedankt wird, da sie, damit sie ihren Zweck ganz erfüllen, genügend in die Welt hinausposaunt werden. Universitäten und Bibliotheken, Krankenhäuser und Asyle, wissenschaftliche Institute, Museen, Kirchen, gemeinnützige und humanitäre Einrichtungen leben in großer Zahl völlig von den Mitteln, die bei ihrer Gründung gegeben wurden, oder auch weiterhin fortlaufend zufließen. Alle möglichen Kostbarkeiten werden aus der ganzen Welt zusammengerafft und dann der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Dem stehen natürlich auch viele Schenkungen gegenüber, die besser unterblieben wären. Der durch seine der Wissenschaft geopfert Mittel weltberühmte John Hopkins war zwar auch ein ganz ungebildeter Mensch ohne jegliches wissenschaftliches Interesse, aber es gibt unter den Großreichen nur zu viele, die sich auf jenem Wege einen Namen verschaffen und die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen, und die ganz zusammenhanglos für irgendeinen spleen („Marotte“), irgendein persönliches Steckenpferd ihr Geld hingeben.

Weil alle nur das eine Ziel kennen, weil das Streben nach dem Reichwerden für den stärksten dem Menschen innewohnenden Instinkt gilt, und „God's own country“ („Gottes ureigenstes Land“) allen auch die Möglichkeit bietet, das Erstrebte zu verwirklichen, so ist der, der nichts hat, mit einem Makel behaftet. Der Erfolg, das alleinige Kriterium für den Menschenwert, hat dann eben entschieden, daß es ihm an den Qualitäten fehlt, die die anderen in die Höhe gebracht haben, es mangelten ihm die „six ,l's of success“: Integrity, industry, intelligence, initiative, intensity, inspiration, (sechs I des Erfolgs: intellektuelle Redlichkeit, Fleiß, Intelligenz, Initiative, Ausdauer, Eingebung“) und so wird die Armut zur persönlichen Schuld. Von einem Mitleiden mit dem Besitzlosen wird man daher nicht leicht angekränkt werden, eine psychische Bedrückung durch den Anblick von Armut wird sich auch in einem Lande nicht einstellen können, in dem das Gros der Bevölkerung sich in einem gewissen Wohlstand befindet; wo nur das Recht des Stärkeren und der Erfolg gelten, wird der das Brandmal des Mißerfolges zur Schau Tragende nicht das „ungesunde Bedürfnis nach gerechtem Ausgleich“, „jene Form von Reichtums-Neurasthenie“⁹¹ erwecken können. Dieser Ausgleich ist ja bereits vollzogen, indem der Tüchtige reich und der

⁸⁹ Evangelium des Reichtums. 1905, 72.

⁹⁰ Stead, Die Amerikanisierung der Welt. 1902, 5.

⁹¹ Rostand, La loi des riches. 7. éd. 1921, 8.

Untüchtige arm geworden ist. Der Europäer außerhalb des angelsächsischen, spanischen und osteuropäischen Kulturkreises sieht zwar auch in dem Armen und Bettler meist nur den nicht arbeiten Wollenden, aber er fühlt doch auch ein wenig in ihm das Opfer ökonomischer Gesetze, die ihn niederhalten, ihm ein Emporsteigen erschweren und unmöglich machen, und so wird seine Stellung am besten gekennzeichnet durch den Nietzscheschen Satz: „Bettler sind immer unangenehm, man ärgert sich zu geben und nicht zu geben“. Für die Auffassung des Amerikaners gälte viel eher ein anderes Nietzschewort: „Was fällt, das soll man auch noch stoßen.“ Er blickt nur auf das Manko in der Persönlichkeit, ihm muß der have-not („Habenichts“) nur als eine Hemmung für den Erfolgreichen erscheinen und von Vanderbilt hieß es, daß für ihn alle Bittsteller Faulpelze und Trunkenbolde waren, die von der Ausplünderung der Nüchternen und Fleißigen zu leben versuchten⁹². Es ist interessant, daß unter der Herrschaft eines ganz ähnlich gearteten Wirtschaftsgeistes, in einem anderen wirtschaftlichen Neuland, in Australien, sich doch eine von der skizzierten verschiedene Beurteilung von Armut hat durchsetzen können. Sie wird nicht ausschließlich als Zeichen mangelnder Tüchtigkeit angesehen, weil hier der wirtschaftliche Erfolg in den Ackerbau- und Viehzuchtregionen allzusehr von äußeren Ursachen, vor allem von den unberechenbaren, instabilen Niederschlagsverhältnissen abhängt, die sich der Beeinflussung durch den Menschen entziehen⁹³.

Nirgends wohl ist also die Stellung des Armen innerhalb der Gesellschaft so demütigend wie in Amerika. Seine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln hat daher auch eine Form angenommen, die ihre Inanspruchnahme ungemein erschwert und sie eigentlich nur für den alleräußersten Fall annehmbar macht, eine Form, die entsprechend der verwandten englischen Auffassung der Armut der dort angewendeten sehr nahe steht. Eine offene Armenpflege kennt man in den großen Städten nicht, nur Kranken, Gebrechlichen kann vorübergehend auf diesem Wege und in sehr beschränktem Grade geholfen werden⁹⁴. Weil sie das Gefühl der Verantwortung unterdrücke, aber auch weil Unterstützungen in Geld leicht nach politischen Gesichtspunkten verteilt werden könnten, bemüht man sich, sie so weit wie möglich, sogar durch gesetzliche Vorschriften einzuengen. Es bleibt nur die Aufnahme in das Armenhaus übrig, und die Unerfreulichkeit des dortigen Aufenthalts, die persönlichen Beschränkungen, das Wissen, sich durch seine Benutzung zum Outcast („Aussätzigen“) zu stempeln, lassen es nur denjenigen aufsuchen, dem es wirklich die letzte Zuflucht ist. „To come to the town“, der Stadt zur Last fallen, gilt als ein großes Unglück und als tiefste Erniedrigung. Damit ist dann die Gewähr gegeben, daß eine nur vorgespiegelte Bedürftigkeit nicht vorliegt.

In einem Lande mit einer derartigen Wirtschaftsgesinnung war für die Ausbreitung des sozialistischen Gedankens kein Nährboden vorhanden⁹⁵. Jene Faktoren, die ihm in Europa eine so kräftige Resonanz verschafft hatten, fehlten. Arm und reich standen sich nicht als festgelegte Gruppen gegenüber, keine unübersteiglichen Scheidewände waren zwischen den Klassen aufgerichtet. Es gab keine Kluft zwischen Bürger und Arbeiter; es mangelte an Menschen, der Arbeiter erfuhr keine Mißachtung und brauchte sich nicht als Mensch niederer Sorte zu fühlen. Allen

⁹² Myers, Nr. 94, I, 312.

⁹³ Buley, Australian life in town and country. 1905, 193.

⁹⁴ Emil Münsterberg, Amerikanisches Armenwesen, 1906.

⁹⁵ Siehe vor allem Gilman, Socialism and the American spirit. 1893.

Sombart, Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus? 1906.

waren die gleichen Aussichten offen, man sah das ewige Hinauf und Hinab, ein jeder hatte es mit eigenen Augen und dicht neben sich gesehen, wie viele aus dem Nichts zu Reichtum gekommen waren, durfte hoffen, daß die Welle ihn eines Tages aufwärts tragen werde, während der Wohlhabende fürchten mußte, daß sie ihn verschlingen könne. Nie brauchte man die Hoffnung aufzugeben, doch noch auf die Höhe zu gelangen und ein Kapitalist zu werden, eine Hoffnung, die auch noch durch die Geringe Ausbreitung des Sozialismus Prosperität des Landes eine kräftige Stütze erhielt. Schärfster Individualismus beherrschte auch die Masse, sie war aufs tiefste überzeugt von dem Segen des Konkurrenzprinzips. Von sozialpolitischen Maßnahmen, von einer Schutzgesetzgebung, gleichgültig welcher Art, wollte man nichts wissen; der Unternehmer sah in ihnen nur Hemmnisse und unnötige Belastungen, aber auch der Arbeiter wollte lieber der eigenen Kraft vertrauen. Die soziale Abstufung war ausschließlich auf das Geld gegründet, und da alle gleich in den Daseinskampf eintreten, niemand mit Privilegien irgendwelcher Art ausgestattet war, niemand nach seinem Herkommen gefragt wurde, vermochte ein Klassenhaß nicht aufzukommen. So stellte man sich dem Arrivierten nicht mit Mißtrauen oder Haß gegenüber, sondern zollte ihm als dem Erfolggekrönten Bewunderung, und auch der große Reichtum erweckte jene Gefühle nicht, weil seine Träger ihn selbst erworben hatten. Man bejahte nicht nur die soziale Ordnung, sondern in dem Gefühl des Frei- und Gleichseins auch die politische Struktur, die den vollen Anteil am öffentlichen Leben gewährte, und bemitleidete den Europäer mit seiner Klassen- und Kastengebundenheit, mit seinem „aristokratischen“ Gesellschaftsaufbau. Ein Klassenbewußtsein innerhalb der Arbeiterschaft und ein Zusammenschluß wurden schließlich auch dadurch sehr erschwert, daß sie nach Rassenzugehörigkeit und Niveau so inhomogen wie nur möglich zusammengesetzt war („Anm. Hrsg.: z. B. Schwarze und Weiße“).

Die Widerstände gegen die Ausbreitung des Sozialismus waren also ungemein stark. Man will keine fremde Hilfe in Anspruch nehmen und erblickt in ihm nur eine Hinderung der persönlichen Initiative. Wenn jemand die Verwirklichung sozialistischer Ideen anstrebt, so beweist er damit nur, daß er ein Untüchtiger ist, der dem wirtschaftlichen Kampf nicht gewachsen ist, und es entspricht durchaus einer allgemeinen Auffassung, wenn man für Amerika den Sozialismus als die Philosophie des Mißerfolgs bezeichnet hat⁹⁶. Er galt auch stets als etwas Unamerikanisches, und man konnte sich dabei mit einem gewissen Recht darauf berufen, daß früher seine Führer im Ausland Geborene, namentlich Iren und Deutsche waren, und daß die Träger sich in der Hauptsache aus den ungelerten, unamerikanisierten Arbeitermassen rekrutierten, also Menschen, die noch nicht wissen konnten, daß sie in „God's own land“ („Gottes ureigenstes Land“) leben. Wer sozialistischen Gedankengängen nachhängt - und zwischen Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus wird meist kein Unterschied gemacht —, wer „radikaler“ Tendenzen verdächtig ist oder sich in der Agitation betätigt, versündigt sich am Geiste Amerikas. In keinem Lande ist wohl der Sozialismus weniger gesellschaftsfähig als in den Vereinigten Staaten; aber nicht nur von der Bekleidung öffentlicher Ämter sind seine Anhänger und die auch nur mit leisestem Verdacht Behafteten ausgeschlossen, sondern das Volk selbst geht nur zu oft mit Gewalt gegen sie vor, und die Gerichte behandeln sie mit äußerster Härte⁹⁷. Ein Mann wie Upton Sinclair findet für seine Schriften keinen Verleger. Wie eine auch nur arbeiterfreundliche Gesinnung unter

⁹⁶ Laughlin, Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. 1907, 63.

⁹⁷ siehe z. B. die Liste derartiger Verfolgter, die von der „Nation“ unter dem Titel „Sweet land of liberty“ zusammengestellt wurde. 1923, CXVII, 11.

Umständen genügte, um gewisse kapitalistische Kreise zu den schärfsten Maßregeln zu veranlassen, zeigte etwa der bekannte Fall des Professors Scott Nearing, der vom Kuratorium der Universität Pennsylvaniens abgesetzt wurde, weil er sich für eine gesetzliche Regelung der Kinderarbeit ausgesprochen hatte, ein Beschluß, der allerdings unter dem Druck der öffentlichen Meinung schließlich rückgängig gemacht werden mußte.

So hat also der Sozialismus nur außerordentlich wenig erreichen können, seine Anhängerschaft ist gering geblieben und nur sehr langsam gewachsen. Die Gewerkschaftsbewegung trägt einen durchaus bürgerlichen Charakter. Entsprechend dem aufs Reale hin gerichteten Sinn des Amerikaners, der nicht Utopischem nachjagt, verfolgt sie nur praktische Ziele: sie will nur innerhalb des kapitalistischen Wirtschaftssystems die Lebensbedingungen des Arbeiters bessern, und der ganze Kampf erhält dadurch einen sehr materialistischen Charakter. Eine Ideologie hat man ebensowenig, wie man an dem Schicksal der Genossen in anderen Ländern Anteil nimmt, oder sich für eine internationale Verbrüderung erwärmt. Eine revolutionäre Richtung mit der Parole „of the workers, by the workers and for the workers“ („von den Arbeitern, durch die Arbeiter und für die Arbeiter“) verfolgen die Industrial Workers of the World, die sich aus den Wanderarbeitern des Westens und dem Maschinenproletariat des Ostens ihre Anhänger holen, aber ihre Bedeutung ist bisher ganz gering geblieben. Mehrere Einzelstaaten haben besondere Gesetze gegen sie erlassen, die die Verbreitung von Flugschriften und Zeitungen, das Abhalten von Versammlungen untersagen, so daß es ihnen sehr schwer gemacht ist, Propaganda zu treiben.

IV. Die Wirtschaftsmoral

IRGENDWELCHE Urteile über die herrschende Wirtschaftsmoral abzugeben, die auf eine gewisse Allgemeingültigkeit Anspruch erheben könnten, ist begrifflicherweise besonders schwierig. Dazu wären allenfalls solche in der Lage, die längere Zeit in verschiedenen Zweigen der Wirtschaft und auf verschiedenen Stufen tätig gewesen wären; während aber bei uns derartige Erfahrungen nur äußerst selten in die Literatur einzudringen pflegen, ist dies in den Vereinigten Staaten doch in einem relativ beträchtlichen Maße der Fall. Die dortige Geschäftsmoral hat sich bekanntlich in Europa keines besonders guten Rufes zu erfreuen gehabt, und namentlich die englische Presse hat sich oft höchst abfällig über Methoden geäußert, die sie „colonial“ fand. Von einem Engländer, der 20 Jahre in Amerika gelebt hatte, ist einmal eingewandt worden, daß die höhere wirtschaftliche Ethik doch wohl in dem Lande gefunden werden müsse, in welchem Produktion und Handel als die ehrenvollste Laufbahn angesehen würden, und nicht dort, wo die Aristokratie eine Beschäftigung auf diesen Gebieten als unter ihrer Würde empfinde⁹⁸. Als ein Symptom für einen höheren Standard der Redlichkeit wurde die Tatsache angeführt, daß geschäftliche Verhandlungen und Abmachungen direkt zwischen den Parteien und nicht durch Vermittlung eines Rechtsanwalts abgeschlossen würden, daß die meisten Geschäftsleute diese Ausgaben für überflüssig halten und ihr ganzes Leben ohne einen solchen auskämen; das gegenseitige Vertrauen in die Einhaltung von Verträgen müsse also sehr viel größer sein, als etwa in England, wo man in solchen Fällen die Zuhilfenahme eines Rechtsanwalts als absolut notwendig betrachtet, und auch Shadwell betont auf Grund seiner Erfahrungen, daß man im Gegensatz zu England, wo allgemeines Mißtrauen herrsche, in Amerika an die Ehrlichkeit eines andern glaube, weil man selbst ehrlich sei und niemand fürchte⁹⁹. Daß Geschäftsehre und Redlichkeit auf einer keineswegs niedrigen Stufe stünden, will schließlich Butler daraus folgern, daß nur 50% alles umlaufenden Geldes in bar ausgezahlt würden, und daß ganz allgemein Mündelgelder und Depositen mit einer peinlichen Redlichkeit verwaltet würden¹⁰⁰.

Wir möchten freilich gerade diese Dinge als Anzeichen einer besonders hochstehenden Ethik nicht so schwer wiegen lassen, denn es gehört zum Wesen des kapitalistischen Wirtschaftssystems, daß der Kredit als etwas Heiliges angesehen werden muß, weil nicht eingehaltene Verpflichtungen auf diesem Gebiet das ganze System in Gefahr bringen. Wir möchten aber vor allem die Frage entgegenhalten: Kann die allgemeine Geschäftsmoral von strengen Grundsätzen geleitet sein in einem Lande, wo man des Glaubens ist, daß das Interesse des Einzelnen nie dem der Allgemeinheit entgegen sein könne, wo man den Erfolg als die höchste Instanz nimmt, wo die „Tüchtigkeit“ mit Geschicklichkeit und schließlich mit Schlauheit identisch wird, die unter den geschäftlichen Tugenden den ersten Platz erhält? Das Wirtschaftsleben schafft sich eine eigene Ethik und unter solchen Verhältnissen muß sich doch wohl ein Geschäftsgebaren entwickeln, das nur zu oft zu einer völligen Spaltung der menschlichen Persönlichkeit führt. Leute von absolut integrem Charakter tun als Geschäftsmänner Dinge, die sie als Privatleute niemals getan und aufs schärfste verdammt hätten, wie man andererseits auch über minderwertige

⁹⁸ Robinson, Nr. 60, 318.

⁹⁹ Nr. 43, 6.

¹⁰⁰ Butler, Nr. 70, 50.

menschliche Eigenschaften hinwegsieht, wenn ihr Träger erfolgreich gewesen ist. Daß von verschlagenen Manövern, die außerhalb des business („Geschäfts“) nicht geduldet werden würden, von nicht sehr sauberen Kniffen ganz frei geredet wird, daß man Komplimente für sie zu hören erwartet, beweist aufs deutlichste, daß sie in allgemeiner Übung sind. Jedem Schwindel stehen die Tore offen, er nimmt gewaltige Dimensionen an, und es sind z. B. nach einer amtlichen Feststellung in dem einen Jahre 1924 nicht weniger als eine Milliarde Dollars in völlig wertlosen Papieren angelegt worden. Alles muß als erlaubt gelten, wenn es nur zum Ziele führt. Vor gesetzlichen Bestimmungen hat man wenig Achtung; man sucht Lücken in ihnen auf - und die meisten amerikanischen Gesetze sollen einen sogenannten „Joker“ enthalten - und freut sich, wenn man durch sie hindurchschlüpfen kann: denn wenn ein Gesetz überschritten wird, so ist das Gesetz daran schuld, weil es töricht ist. Nur an sich selbst hat jeder zu denken, und dieses „every-man-for-himself-and-the-devil-take-the-hindmost-system“ („Jeder denke zuerst an sich und um den hintersten soll sich der Teufel kümmern!“) gestattet ihm, alle Chancen auszunutzen, ohne sich die geringste Belästigung von seiten der Moral zuzuziehen. Gefeierte ist der „smart man“, der gewandte, der durchtriebene, dem jedes Mittel recht sein darf, denn der Erfolg erteilt ihm jede gewünschte Absolution. Da aus anderen, nichtwirtschaftlichen Bereichen keinerlei Hemmung sich entgegenstellte, aber auch keine vorkapitalistische Wirtschaftsgesinnung bekämpft zu werden brauchte, so konnten die kapitalistischen Methoden in der großen Zeit der Erschließung zu Auswüchsen führen, wie sie in Europa nur in Zeiten völliger moralischer Verwirrung sich zeigen. Was hier nur in den Niederungen des Wirtschaftslebens als erlaubte Praktik galt, durfte sich in Amerika bis in die Höhen hinaufwagen: wenn man von der Art und Weise liest, in der die großen Vermögen zusammengebracht worden sind, so fällt es nicht leicht, den Ekel zu unterdrücken¹⁰¹. Die zahlreichen Enthüllungen, die an die Öffentlichkeit gezogenen Skandale haben, wie auch von Amerikanern zugegeben wird, zu der Überzeugung geführt, daß die geschäftliche Korruption nichts Vereinzelt ist, sondern einen gewaltigen Umfang hat, und daß es dem Amerikaner beim Geldverdienen nur auf die Quantität, gar nicht auf die Art des Erwerbs ankomme¹⁰². Man spricht von einer moralischen Degeneration gegenüber den Pionierzeiten, und es ist wohl kein Zweifel, daß die großen Gesellschaften und Trusts, die mit ihrer Unpersönlichkeit die Verantwortlichkeit des einzelnen zurückdrängen, sehr viel zur Verschlechterung der Wirtschaftsmoral beigetragen haben; sie haben die Macht, über die sie verfügten, in einer gewiß außerordentlich geschickten Weise ausgenützt, sich aber um die moralischen Verwüstungen, die sie anrichteten, auch nicht im mindesten gekümmert¹⁰³. Dadurch, daß in Amerika alles viel leichter in die Öffentlichkeit gebracht wird, weil die Zeitungen durch die Herauszerung ihre Einnahmen zu erhöhen suchen, erhält der Außenstehende leicht den Eindruck, als ob es in dieser Hinsicht anderwärts um ein Mehr besser stünde, das vielleicht doch nicht vorhanden ist.

Der sonst so unkomplizierte Amerikaner erweist sich im Wirtschaftlichen als ziemlich raffiniert, der Wirtschaftskampf wird mit jeder nur denkbaren Strenge, unter Anwendung aller und jeder Mittel geführt, aber er zeigt doch auch wieder einen Zug, der ihm eigentümlich ist, und den man bei uns höchstens als individuelle Ausnahme antreffen wird. Man achtet sich als Kämpfer, die Person wird nicht angetastet, und

¹⁰¹ siehe z. B. Myers, Geschichte der großen amerikanischen Vermögen. 1923.

¹⁰² Morals in Modern Business. Page Lectures. 1909, 24.

¹⁰³ siehe über bei ihnen übliche Methoden z. B. Stevens, Unfair competition. Polit. Sc. Quart., 1914., XXIX, 282 ff.

man hört die Streitenden nie schlecht voneinander reden. Ist einer niedrigerungen, so gibt es nicht nur ein shakehand („Händeschütteln“), nein, man sucht seinen früheren Konkurrenten sogar zu unterstützen und ihm die Möglichkeit zu eröffnen, von neuem in der Arena aufzutreten. Es ist von Münsterberg auf die gänzliche Abwesenheit eines Neidgefühls hingewiesen worden, das man im wirtschaftlichen Kampf genau so wenig kennt, wie es der Schachspieler zu empfinden vermag, der von seinem Gegner mattgesetzt wurde. Und ebenso bemerkenswert ist das ungewöhnlich hohe Maß von wirtschaftlichem Vertrauen, das man jedem in allem entgegenbringt; als selbstverständlich setzt man voraus, daß die Spielregeln geachtet werden¹⁰⁴.

¹⁰⁴ Nr. 77, I, 358.

V. Der neue Wirtschaftsgeist

BRYCE hat mit Recht sagen können, Amerika ändere sich so rasch, daß alle paar Jahre neue Bücher notwendig seien, um sein neues Aussehen zu beschreiben¹⁰⁵. Die Rapidität („Schnelligkeit“), mit der sich die wirtschaftliche Entwicklung vollzog, hat allmählich das ökonomische Antlitz der Vereinigten Staaten so weit umgestaltet, daß die alten Züge oft kaum noch erkennbar blieben. Die große wirtschaftliche Aufgabe der Erschließung ist erfüllt, eine gewisse Sättigung mit Menschen ist eingetreten und die Probleme Europas fangen an, sich bemerkbar zu machen. Dies hat auch eine Veränderung des Wirtschaftsgeistes nach sich gezogen. Was wir bisher skizziert haben, ist gewiß noch der Geist, der das Land namentlich in der Mitte und im Westen beherrscht und in der Masse durchaus lebendig ist, aber es gibt bereits eine Fülle von Anzeichen dafür, daß etwas Neues im Werden ist.

„Go west young man, go west!“ („Zieh’ gen Westen, junger Mann, gen Westen!“) Wo ist der noch jungfräuliche Boden, der nur der Arbeit des Pioniers harrete, um sich in fruchtbares Ackerland zu verwandeln? Wo ist sie, die „noch leere Wiege eines großen Volkes“, von der einst Tocqueville bei seinem Vorstoß nach Michigan gesprochen hatte?¹⁰⁶

Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts verschwindet die „Grenze“, jene Linie, die das besiedelte Gebiet und das der Kultivierung noch offen stehende voneinander schied; der Censusbericht verzeichnet sie nicht mehr. Das Land ist fortgegeben, und was noch verfügbar ist, liegt im Gebirge, in Steppe oder Wüste, ist innerhalb der Trockenregion gelegen und kann, wenn überhaupt, nur mit Hilfe umfassender Berieselungsanlagen zu Fruchmland umgestaltet werden.

Welche Verschiebung hat die Situation des amerikanischen Farmers erfahren! Er ist in seinem Wirtschaftserfolg nicht mehr nur von seiner Tüchtigkeit abhängig, sondern er ist in Abhängigkeit von Faktoren geraten, die sich seiner Kontrolle entziehen. Er war in die Weltwirtschaft hineingezogen worden und ihre Konjunktur bestimmte immer mehr den Ertrag seiner Arbeit. Aber vielleicht noch bedeutungsvoller war es, daß er in stets wachsendem Maße seines Besitzes beraubt wurde, indem sich große Gesellschaften des Landes bemächtigten; immer mehr ist die Zahl der Pächter angeschwollen und wenig Aussicht besteht heute für sie, wieder als freie Menschen auf ihrem Boden zu stehen. Da die Pachtungen sich meist nur auf mündliche, von Jahr zu Jahr laufende Verabredungen gründen, und für irgendwelche Verbesserungen keine Entschädigungen gezahlt zu werden pflegen¹⁰⁷, so hat sich auch die Bewirtschaftung des Landes oft wesentlich verschlechtert. Schließlich bedarf man jetzt auch eines anderen Menschentypus für den landwirtschaftlichen Betrieb, denn die Arbeit ist mehr und mehr mechanisiert und mechanisiert worden; man braucht also Leute, die mit großen Maschinen umzugehen wissen, und so wandern einerseits Fabrikarbeiter in großer Zahl während der Erntezeit hin und her über das Farmland, und auch der ungelernete Arbeiter kann Verwendung finden; ein ländliches Proletariat ist zur Entwicklung gekommen. Aus allen diesen Gründen hat eine Landflucht eingesetzt, zahllose Farmen stehen leer; 1922 sind nicht weniger als

¹⁰⁵ The American Commonwealth. 1889, 2. ed. I, 2.

¹⁰⁶ Oeuvres et correspondance inédites. 1861, I, 251.

¹⁰⁷ Final Report of the Commission on Industrial Relations. 1915, 129.

2 Millionen Farmer in Fabrikorte abgewandert. Ein Anwachsen der städtischen Bevölkerung auf Kosten der ländlichen ist eingetreten, und der Ruf: „Back to the farm!“ („Zurück zur Farm!“) geht durch das Land. Man sah daher dem Ergebnis des letzten Census mit unruhiger Spannung entgegen, aber was er berichtete, war eine Bestätigung dessen, was man erwartet und gefürchtet hatte: die Bewohnerschaft der Städte hatte sich weiter auf 51 Prozent vermehrt. Die ländliche Bevölkerung, die zur Zeit ihrer Unabhängigkeit und als sie noch mit Sicherheit auf einen ihrer aufgewendeten Arbeit entsprechenden Gewinn rechnen konnte, ein befriedetes Element bildete, ist so von einem Geiste der Unzufriedenheit erfaßt worden, und gerade von ihr geht eine starke Bewegung gegen die großen Korporationen und Finanzmächte aus, denen sie ohne ihr Verschulden überliefert worden ist.

Die Vereinigten Staaten sind in Europa als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten verherrlicht worden zu einer Zeit, als sich deren Grenze bereits deutlich kundgab. Ein gut Teil des unerschütterlichen Optimismus, der das gesamte Wirtschaftsleben durchzog, ruhte gerade auf der selbstverständlich erscheinenden Überzeugung von der Unausschöpfbarkeit aller Hilfsquellen. Ungeheure Landflächen, die man lange für unbesiedelbar gehalten hatte, waren in Ackerland, Fruchtgärten und Weideflächen gewandelt worden. Mit jedem Schritt, den man in der Richtung nach Westen vorwärts getan hatte, war immer wieder eine neue Überraschung eingetreten, an den verschiedensten Stellen hatte man reiche Lager von Edelmetallen entdeckt, die die Vereinigten Staaten mit einem Schlage an die Spitze der Weltproduktion brachten, man fand Eisenerze, die an Masse von keiner Stelle der Erde übertroffen wurden, Kupfervorkommnisse, die dem neu angewachsenen Bedarf der Welt die Wage halten konnten, Petroleumquellen in der Mitte und im Westen des Staates, wo sie als Ersatz für die fehlende Kohle dienen konnten; und so war es für die Amerikaner schon zu einem Dogma geworden, daß ihr Land alles in solchem Überfluß spende, daß man sich mit der Frage einer rationellen Bewirtschaftung gar nicht zu beschäftigen brauchte. Man lebte in der festen Zuversicht, daß das Fehlende eines nicht fernen Tages aufgefunden würde, so daß schließlich alles, was man nur benötigte, der eigene Boden zu liefern imstande sei, und in so reichlicher Fülle, daß auch die armen europäischen Länder noch mit dem Überschuß versorgt werden könnten.

Dieses Gefühl der Sicherheit und des Gebettetseins saß tief in dem ganzen Volke, und ihm entsprach denn auch eine Art des Wirtschaftens, die dem Europäer nur Neid einflößen mußte. In verschwenderischer Weise wurde alles, was die Natur bot, der Wirtschaft zugeführt, man schöpfte überall aus dem Vollen und begnügte sich damit, nur die reichsten Quellen anzugreifen, stets nur den Rahm abzuschöpfen, der einen raschen und reichen Profit und bequeme Gewinnungsmöglichkeiten bot. Auf einer solchen, oft sinnlosen Ausbeutung beruhte zu einem guten Teil die schnelle Entfaltung des Wirtschaftslebens, der große Zug, der es im Verhältnis zu dem europäischen auszeichnete, aber die schweren Folgen haben sich weit schneller zu erkennen gegeben, als man es selbst in Europa annehmen durfte. Zahlreiche Erzlager, viele Kohlengruben, in denen man leichtfertig ohne den Blick auf die Zukunft gewirtschaftet hatte, sich nur des Besten bemächtigt und große Massen ungenützt in der Grube gelassen hatte, beginnen sich zu erschöpfen. So hat man bereits im Jahre 1909 begonnen, eine Inventur der vorhandenen Mineralschätze vorzunehmen, wenn auch die Jahresberichte der Geological Survey immer noch von neuen Funden berichteten. Der „forest primeval“ („Urwald“), aus dem sich jeder das

Holz geholt hatte, das er zu brauchen meinte, den man niedergebrannt hatte, wenn er im Wege zu sein schien, ist schon dermaßen gelichtet, daß nur noch an der Küste des Stillen Ozeans ein größeres Reservoir verbleibt und eine bedeutende Zufuhr von außen her notwendig geworden ist. Nach einer Untersuchung des Forest Service („der Waldbehörde“) sind drei Fünftel der einst vorhanden gewesenen Vorräte bereits aufgebraucht, und der Konsum übersteigt den Nachwuchs um das Vierfache. Eine staatliche Überwachung der Wälder ist eingerichtet worden, Aufseher überall verteilt, die einen Brand sofort zu melden haben; an vielen Stellen des Westens hat man sich dazu entschlossen, Naturschutzparke abzugrenzen, um wenigstens noch einiges in die Zukunft hinüberzuretten. Nicht anders steht es mit der Bewirtschaftung des Ackerlandes; der völlig extensive Betrieb mußte allmählich einem intensiver gestalteten weichen. In den verschiedensten Teilen des Landes zeigen sich bereits die ersten Symptome der Erschöpfung eines Bodens, der jahraus, jahrein nur die gleiche Frucht trug, das mixed farming („Gemischtbetrieb, Mischkultur“) dringt selbst in die Baumwollregionen hinein, die Notwendigkeit einer Düngung wird immer deutlicher und schreitet langsam von Osten nach Westen vor.

Eine völlig uneuropäische Gleichheit des Besitzes, damit in Zusammenhang stehende Gleichförmigkeit der Lebensführung war lange vorhanden gewesen und den Ausländern immer wieder als ein für Amerika Charakteristisches aufgefallen. „Der Reichtum ist gleicher verteilt in den Neu-England-Staaten als vielleicht in irgendeinem anderen Lande der Welt. Übermäßige Vermögen existieren hier nicht,“ so schrieb in den dreißiger Jahren der Engländer Hamilton¹⁰⁸; „Es gibt wenig Reiche in Amerika, der Besitz ist gleich verteilt“ zu der gleichen Zeit de Tocqueville¹⁰⁹. Aber auch auf diesem Gebiete waren allmählich Verschiebungen eingetreten und Zustände geschaffen worden, die sich von den altweltlichen nicht mehr so sehr unterschieden. Amerika ist viel reicher als Europa; man braucht nur daran zu denken, daß Einkommen bis zu 2.500 Dollars bei Verheirateten von Steuern befreit sind, eine Summe, die in diesem Jahre sogar auf 3.500 Dollar heraufgesetzt werden soll, nur die Zahlen zu betrachten, die das Finanzstatistische Bureau in Washington zusammengestellt hat: im Jahre 1925 beliefen sich die Sparkasseneinlagen der 45 Millionen Guthabenbesitzer auf 23 Milliarden Dollars, und nicht weniger als 5 Milliarden Dollars Aktien und Obligationen waren in diesem Jahre vom Markte aufgenommen worden. Wenn nun doch schon seit längerer Zeit ein starkes Gefühl der Unzufriedenheit im Volke sehr weit ausgebreitet ist, so hat es in dem Bewußtsein einer höchst ungleichen Verteilung von Einkommen und Vermögen seinen Grund. Nach den Untersuchungen von King, der besonders Massachusetts und Wisconsin auf ihre Reichtumsverteilung geprüft hat, ergab sich für das Jahr 1914, daß die Reichen 2 % der Bevölkerung ausmachten, aber 60 % des Nationalvermögens besaßen, daß der Mittelklasse mit 33 % noch 35 % davon gehörten, und daß die Armen, 65 % der Einwohner, nur mit 5 % an ihm beteiligt waren¹¹⁰. Ein gutes Bild erhält man auch aus den Berichten der Commission on Industrial Relations, die ein ziemlich umfangreiches Material verwerten konnte. Sie sollte die allgemeinen Arbeitsbedingungen in den Hauptindustrien, namentlich bei den Korporationen studieren und die Gründe der Unzufriedenheit aufsuchen, sollte feststellen, ob die Arbeiter einen „fair share“ („gerechten Anteil“) des enorm gewachsenen Volksvermögens erhalten, der „in diesem Lande im wesentlichen das Ergebnis ihrer Arbeit ist“; sie konnte nur „mit Nachdruck“ auf diese Frage mit einem „Nein!“

¹⁰⁸ Men and manners in America. 1833, I, 230.

¹⁰⁹ Nr. 56, I, 81, 82.

¹¹⁰ The wealth and income of the people of the United States. 1915, 81.

antworten. 1598 Menschen hatten nach ihren Feststellungen ein Einkommen von mehr als 100.000 Dollars; aber nur ein Viertel aller Familienväter war in der Lage, ohne die Mitarbeit anderer Familienmitglieder auch nur das Existenzminimum aufrecht zu erhalten, 37 % der Mütter mußten arbeiten. Von dem Umfang der Armut bekäme man, so meint die Kommission, die beste Vorstellung, wenn man die Zahl der Armenbegräbnisse betrachte, da ein so starkes Widerstreben dagegen bestehe: in der Stadt New York aber sei bereits unter 12 Beerdigungen eine, die auf öffentliche Kosten erfolge¹¹¹. Nicht besser als die Industriearbeiter stehe die Masse der landwirtschaftlichen Bevölkerung; besonders auf den großen Grundstücken seien die Löhne äußerst niedrig, die Behausung elend und die Nahrung mangelhaft, und der landwirtschaftliche Arbeiter wandere hoffnungslos von einer Farm zur andern¹¹².

Die Klagen richten sich nicht gegen die Wirtschaftsordnung, sondern gegen das, was unter den Händen der Amerikaner im Laufe der Zeit aus ihr geworden ist. Der ständig wachsende Reichtum des Landes, die ununterbrochen fortschreitende Aufschließung immer neuer, ungeahnter Hilfsquellen, die durch nichts beengten Möglichkeiten, die der Kapitalismus gefunden hatte, hatte einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Erfolgreichen einen immensen Besitz in die Hände gespielt. Die dadurch hervorgerufene Monopolisierung der wirtschaftlichen Güter, die Erstarrung, die der Nationalreichtum erhalten hatte, die anscheinend kaum noch zu brechende Macht der Trusts, das ist es, wogegen man anfängt sich aufzubauen. Die technischen und wirtschaftlichen Leistungen der großen Korporationen, die Verbesserung und Verbilligung der Waren, die man ihnen verdankt, werden durchaus anerkannt, aber die in ihrem Wesen liegende Unpersönlichkeit verstößt gegen den ersten Grundsatz amerikanischen Wirtschaftsgebarens, den wirtschaftlichen Individualismus. Sie drücken den einzelnen zu einer völlig unselbständigen Nummer in dem großen Getriebe herab und rauben ihm den Geist der Initiative. Mehr als zwei Drittel des Nationalbesitzes ist heute bei den Trusts vereinigt. Die von sechs großen Finanzgruppen kontrollierten Korporationen beschäftigen 2.650.000 Lohnempfänger und verfügen über ein Kapital von fast 20 Milliarden Dollars¹¹³. Man beobachtet ferner mit Unbehagen, wie die wirtschaftliche Macht mehr und mehr zu der Finanz hinübergeglitten ist, jene „Morganisation“ (Anm. Hrsg.: John Pierpont Morgan) der Industrie, die auch die „Monarchs of Industry“ in immer größere Abhängigkeit von den Finanzgeneralen gebracht hat; ferner, daß die Produktion auch gegenüber dem Handel und Verkehr an Einfluß eingebüßt hat, daß die Zahl der im Handel Tätigen ein weit beträchtlicheres Wachstum zeigt als die der in der Produktion Beschäftigten, und sich von 1870-1910 um 270 % vermehrte, während etwa das Nahrungsmittel- und Bekleidungs-gewerbe nur einen Zuwachs von 35 % zeigte. In jenen großen wirtschaftlichen Zusammenballungen mit ihrer gesteigerten Macht gegenüber dem Staat und gegenüber dem Konsumenten sieht man die Gefahr. Diese „unsichtbaren industriellen Fürstentümer“, wie sich die Kommission ausdrückte, sind nach ihrem Urteil eine größere Bedrohung der Wohlfahrt der Nation als es die gleiche Macht sein würde, wenn sie in zahlreichen kleinen Königreichen in verschiedenen Teilen des Landes verteilt wäre¹¹⁴. Man hatte früher dem Anschwellen des Reichtums mit jenem freudigen Gefühl zugesehen, das man allem Wachsen entgegengebracht hatte, die ungeheure Prosperität, das Bewußtsein, andere Länder zu überholen, hatte früher nur Freude und Stolz aufkommen lassen. Man bewunderte die Träger des Reichtums

¹¹¹ Final Report of the Commission on Industrial Relations. 1915, 11 ff.

¹¹² Ebenda, 14.

¹¹³ Ebenda, 117.

¹¹⁴ Ebenda, 50.

und ihre Aktivität und tröstete sich damit, daß doch jeder den Marschallstab des Kapitalisten bei sich trage, und daß es von Hemdsärmel zu Hemdsärmel meist sehr rasch zu gehen pflege. Amerika war ja doch das Land der „fair chance“ („faire Chance“), der „opportunity“ („günstige Gelegenheit“)! Aber gerade diese wirtschaftliche Freiheit hatte aufgehört zu existieren, die Gleichheit der Chance steht jetzt nur noch auf dem Papier, wenn auch gerne, namentlich auf Seiten der Wirtschaftsführer die Fiktion aufrechterhalten wird, als ob sich nichts geändert habe. „Es sind völlig unamerikanische Zustände über Amerika gekommen“¹¹⁵, und „wenn man die Freiheitsstatue genau ansieht, so kann man nicht umhin zu bemerken, daß sie einen ironischen Zug um die Mundwinkel zu zeigen beginnt“¹¹⁶. Der alte Individualismus ist fast tot, die Pionierideale sind dahin. Der Erfolg hängt nicht mehr ausschließlich von der Tüchtigkeit und Geschicklichkeit des Individuums ab, einem Aufsteigen, einem Reichwerden aus dem Nichts stellen sich kaum noch zu überwindende Hemmnisse entgegen. An führender Stelle stehen immer noch viele, die sich aus kleinen Anfängen ernporgearbeitet haben, aber was früher die Regel war, ist die Ausnahme geworden. Die Kühnen, Wagenden sehen sich einer Gruppe von Leuten gegenüber, die im Besitze sind; die großen Vermögen sind heute gegen alle Fährnisse geschützt, sind überhaupt nicht mehr bei denen, die sie durch ihre eigene Arbeit erworben haben. Der Ratschlag Carnegies, daß man am besten tue, arm auf die Welt zu kommen, wenn man ein Millionär werden wolle¹¹⁷, kann jetzt nur ein Lächeln hervorrufen, und wenn von einer Gleichheit der Chance gesprochen wird, so möchte man wohl eher an das bittere Wort von Anatole France denken: „Das Gesetz in seiner erhabenen Gleichheit verbietet es dem Reichen wie dem Armen, unter einer Brücke zu schlafen.“

Von irgendeiner scharfen Klassenscheidung konnte in früherer Zeit nicht die Rede sein, und namentlich hatte eine fortdauernde Diffusion („Verschmelzung“) dafür gesorgt, daß die sozialen Schichten nicht festlagen; unter der Herrschaft der freien Konkurrenz wurde der eine nach oben, der andere nach unten geschleudert, um dann vielleicht nach kurzem wieder in die umgekehrte Richtung geworfen zu werden. Es standen sich eigentlich nur zwei Klassen von Menschen gegenüber, solche, die Erfolg gehabt hatten, und solche, die gescheitert waren, und beide hatten das Wissen, daß die Rollen nur zu leicht vertauscht werden konnten. Dieses Spiel des Auf und Ab hat durch die Konzentration des Reichtums in wenigen Händen und das Aufhören der Chancengleichheit an Beweglichkeit verloren, eine gewisse Fixierung ist eingetreten, die Schichten haben sich mehr konsolidiert, die ungleiche Verteilung von Besitz, Einkommen und Macht hat allmählich Scheidewände emporwachsen lassen. Die soziale Position beginnt auch in Amerika etwas Gegebenes zu werden, und deutlich treten vier Klassen heraus, eine Plutokratie, die sich auch sozial abzusondern strebt, eine Art von Adel bildet, und wo man schon anfängt, auf „Familie“ zu sehen, eine Mittelklasse von Angestellten in abhängiger Stellung, eine in ihrer Lebenshaltung von dieser nicht sehr verschiedene Arbeiterschaft, und ein Proletariat, das sich aus Ungelernten und damit größtenteils aus der „Neueinwanderung“ rekrutiert, eine Klasse, die es früher überhaupt nicht gegeben hatte. In der Fabrik, bei der Arbeit und in der Erholungspause mögen noch immer alle sich auf gleichem Fuße begegnen, außerhalb der Arbeitsstätte dagegen sorgen meist schon die Frauen für eine gesellschaftliche Sonderung.

¹¹⁵ Die neue Freiheit. 2. Aufl. 1914, 48.

¹¹⁶ Paludan, Die neue Welt. Übers. von Magnus. 1923, 146.

¹¹⁷ Nr. 31, 123.

Es hatten sich nämlich auch die Menschen gewandelt, die Amerika zuwanderten. In jeder Beziehung war eine Verschiebung, und zwar zum schlechteren, vor sich gegangen. In der ersten Epoche der Siedlungsgeschichte setzten sich die Einwanderer ganz überwiegend aus Engländern, Iren, Holländern, Deutschen und Skandinaviern zusammen. Es waren Menschen, die sich in Europa politisch oder religiös bedrückt gefühlt hatten oder denen der heimische Boden zu enge geworden war, für die die Maschinenindustrie keinen Platz ließ, Menschen, die das „sweet land of liberty“ („das süße Land der Freiheit“) suchten, und sich eine neue Existenz aufzubauen bemühten; sie brachten Weib und Kind mit, verfügten über gewisse Mittel, hatten meist auch irgend etwas gelernt. Vor allem: sie wollten Europa hinter sich lassen, hatten mit seinen Traditionen gebrochen und wollten Amerikaner werden. Was Moorfield von Amerika erwartet hatte: „Nicht wie die Menschheit ihre Freiheit erkämpft, sondern wie sie ihre Freiheit täglich, stündlich, in Haus, Kirche und Schule gebraucht - das muß mir die Menschheit auf ihrem Gipfel zeigen. Darum ging ich nach Amerika. Hier sind die größten Maßstäbe, die weitesten Perspektiven, hier ist das Leben eine Wahrheit, und die Toten werden alle begraben, nicht bloß teilweise, wie in Europa. Hier ist die Werkstätte des Ideals“¹¹⁸: Millionen hatten es gesucht. Sie sind die eigentlichen Pioniere des Landes gewesen, denn auf ihre Arbeit gründete sich die Aufschließung und Kultivierung des Kontinents. Seit dem vorletzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts begannen ganz andere europäische Völker den Weg über den Atlantischen Ozean anzutreten. Südeuropäer, allen voran die Italiener, und Osteuropäer, namentlich russische Juden, stellten das Hauptkontingent der immer noch eine halbe bis eine Million jährlich betragenden Einwanderung. Sie rekrutierten sich aus ganz anderen Schichten. Es waren proletarische Landarbeiter, kleine Händler, ungelernete Arbeiter, arme Leute, denen es oft schon sehr schwer wurde, auch nur die geringe Summe aufzubringen, die man schließlich als Eintrittsgeld in den Vereinigten Staaten von ihnen forderte. Sie standen moralisch und wirtschaftlich auf einem ganz anderen Niveau, entstammten größtenteils den Städten und blieben in den weitaus meisten Fällen auch schon in den großen Städten des Ostens hängen. Land war nicht mehr in größerem Umfang zu haben, aber Landerwerb war auch nicht das ihnen vorschwebende Ziel. Sie wünschten gar nicht, sich eine neue Heimat zu schaffen, waren nicht home-seekers („Heimatsucher“), sondern work-seekers („Arbeitssucher“). Ihr einziges Bestreben ging dahin, ihre wirtschaftliche Lage zu bessern, aus ihrem Elend herauszukommen, an den hohen Löhnen teilzunehmen, oft nur eine gerade vorhandene günstige Konjunktur auszunützen; sie wollten Geld. Ihre Absicht war, sich möglichst nur so lange im Lande aufzuhalten, bis sie sich bei bescheidenster Lebenshaltung etwas erspart hatten, um dann nach Hause zurückzukehren; sie kamen daher auch vielfach einzeln und hatten ihre Familien zurückgelassen, an die sie dann ihre Ersparnisse schickten, die sich zusammengenommen auf mehrere hundert Millionen Dollar im Jahre beliefen. Ein Arbeitsfeld fanden sie in ungelerner Tätigkeit als Straßenbauer, Eisenbahnbauer, Bergarbeiter, sie ließen sich als Händler und kleine Handwerker in den Vierleln nieder, die sich ihre Volksgenossen zum Wohnsitz ausgesucht hatten, oder sie gingen in die Fabriken, in denen die zunehmende Mechanisierung der Arbeit es erlaubte, daß man sich mit „hands“ („Handlanger“) begnügen konnte. Neben den Schiffahrtsgesellschaften, denen sie die Zwischendecke füllten, hatten namentlich die großen industriellen Unternehmungen, die Minenbesitzer und Eisenbahngesellschaften ein Interesse an ihnen; sie kamen auf diese Weise in den Besitz billiger Arbeitskräfte, und der nie abreißende Strom sorgte dafür, daß das

¹¹⁸ Kürnberger, Nr. 68, 150.

Fehlende immer sogleich ergänzt wurde; ja, bei wirtschaftlichen Kämpfen konnte man sie jederzeit als Streikbrecher importieren.

Lange hat man diese neue Einwanderung, die „schmutzig-weiße“, wie man sie auch zu benennen liebt, ohne Bedenken aufgenommen, und erst als schon viele Millionen im Lande waren, wurde man gewahr, daß durch sie eine große Gefahr für die Realisierung der „amerikanischen Ideale“ entstanden war. Die romanischen und slavischen Völker, wie die Juden, widerstrebten einer Assimilierung. Sie fühlten sich nicht als Amerikaner, sondern in erster Linie als Angehörige ihres Ursprungslandes. Die amerikanische Kultur hatte von ihnen nichts zu erwarten. Sie wollten die Brücken nicht abbrechen, und in dem bescheidenen, ihnen zugänglichen Grade ihre eigene auf so ganz anderen Lebenswerten aufgebaute Kultur bewahren; sie mischten sich daher nicht unter die anderen Nationen, blieben in besonderen Stadtvierteln wohnen, suchten ihre Gebräuche und Traditionen aufrecht zu erhalten, ja nicht einmal so weit gingen sie, daß sie die erste Bedingung, die man an einen Einwanderer stellte, zu erfüllen gewillt waren: sie wollten auch ihrer Sprache treu bleiben und vom Englischen nur das Allernotwendigste lernen. So ist die Union allmählich, wie Roosevelt (Anm Hrsg.: Theodore Roosevelt, Präsident von 1901 – 1909) sich ausdrückte, ein polyglottes Boardinghouse („Fremdenheim“) geworden, und sie beherbergt jetzt 11 % unter ihren Bewohnern, die der englischen Sprache nicht mächtig sind, so daß z. B. in vielen Fabriken alle die Arbeiter betreffende Mitteilungen in mehreren Sprachen abgefaßt sein müssen. „Aber nur der ist ein guter Amerikaner, der ein Amerikaner ist, und sonst nichts anderes“¹¹⁹, und man begann, in den im Ausland Geborenen Menschen niederer Sorte zu sehen, die man je nach ihrer Nationalität mit herabsetzenden Spitznamen belegt; man zog zwischen ihnen und dem übrigen Volke einen Trennungsstrich, so daß etwa die Nachricht von einem Bergwerksunglück in einer Pittsburger Zeitung in der Form gemeldet werden kann: „400 Bergleute getötet, 15 Amerikaner“¹²⁰. Es erwuchs jenen eine heftige Gegnerschaft, die gerade in den Kreisen der Arbeiter ein lebhaftes Echo fand, die hier nur Lohndrücker sehen mußten, wenn sie es auch als eine Erleichterung empfanden, daß man den „foreignborns“ („auswärts geborenen“) die grobe Arbeit aufbürden konnte. Über die Frage der Amerikanisierung, die man mit allen nur denkbaren Mitteln zu fördern sich abmüht, entstand eine Literatur von riesigem Umfang, und man übertreibt kaum, wenn man sagt, daß dieses Problem die Bewohner der Vereinigten Staaten seit einiger Zeit so lebhaft bewegt, wie einstmal die Negerfrage. Gerade das Wirtschaftsleben ist an der Herstellung einer möglichst weitgehenden Gleichförmigkeit sehr stark interessiert, um sich den Absatz standardisierter Produkte so leicht wie möglich zu machen; „Sie können alle Farben haben, vorausgesetzt, daß Sie schwarz wählen“, diesem Fordschen Grundsatz möchte man für alle Waren Geltung verschaffen.

Die Überzeugung, daß die einschmelzende Kraft der Union den Süd- und Osteuropäern gegenüber versagt, ist durch die Ereignisse während des Krieges gefestigt worden, und hier liegt einer der Hauptgründe für die seit 1920 eingeführten Einwanderungsbeschränkungen, denen aber nicht erst die Erfahrungen des Weltkriegs und seiner Folgen den Boden bereitet haben, deren Motive vielmehr schon vorher angesammelt waren. Ein Jahrhundert hindurch haben die Vereinigten Staaten ihren Stolz darin gesehen, den Elenden und Unterdrückten aus der ganzen Welt eine Zufluchtsstätte zu geben, und es ist wenig mehr als ein halbes Jahrhundert

¹¹⁹ Roosevelt, Americanism. 1916, 43.

¹²⁰ Ross, The Old World in the New. 1914, 234.

her, daß Emerson schreiben konnte: „Weit offen die Tore. Wir wollen jede Nation einladen, jede Rasse, jede Hautfarbe, weiße Menschen, braune Menschen, rote Menschen, gelbe Menschen. Wir wollen ihnen die Gastlichkeit eines freien Feldes und gleiche Gesetze für alle bieten. Das Land ist weit genug, der Boden hat Brot genug für alle.“¹²¹ Auch diese Zeiten sind endgültig vorüber.

Auch der Glaube an das alleinseligmachende Konkurrenzprinzip hat einen schweren Stoß erlitten, und man rüttelt an den geheiligsten Traditionen. Man hat gesehen, daß es zwar zum „survival of the strongest“ („das Überleben der stärksten“) führt, daß aber eben die strong men („starken Männer“) schließlich eine Macht in sich vereinigt haben, die eine Gefahr für die Gesamtheit der Produzenten und Konsumenten, ja für die Demokratie, bedeutet. Diese, natürlich auch erst langsam einsetzende Änderung des Wirtschaftsgeistes manifestiert sich in einem beständig lauter werdenden, namentlich aus dem Westen erschallenden Ruf nach einem Einflußnehmen des Staates auf das Wirtschaftsleben, nach einer Stärkung der Staatsautorität gegenüber den Privatinteressen und Monopolen, und der Umschwung der öffentlichen Meinung ist um so bedeutungsvoller, als doch gerade in den Vereinigten Staaten jedes Eingreifen des Staates, jede noch so unbedeutende Reglementierung als ein Verbrechen am amerikanischen Geiste betrachtet wurde. Auf einem Gebiet hatte freilich der Staat schon seit längerer Zeit sich genötigt gesehen, das freie Spiel der Kräfte zu stören und eine gewisse Kontrolle auszuüben, nämlich im Eisenbahnwesen. Bei der immensen Bedeutung, die die Bahnen für ein Land haben, wo sie häufig erst die Möglichkeit der Besiedelung geben, wo ihnen auf ungeheurer Fläche keine Konkurrenz durch die Wasserstraßen erwächst, wo von ihrer Tarifgestaltung das Schicksal ganzer Städte abhängig sein kann¹²² und wegen der starken Produktionsteilung und Konzentration in Landwirtschaft und Industrie die einzelnen Landesteile in ihrer Wirtschaftsführung ganz aufeinander angewiesen sind, da mußten die Folgen eines allzu schroffen Wirtschaftsegoismus, einer Außerachtlassung der Interessen der Gesamtheit besonders rasch und kraß in Erscheinung treten. So fallen denn auch die ersten, wenn auch schüchternen Versuche, durch die Schaffung der Interstate Commerce Commission einen Einfluß auf den Aufbau der Tarife der Bahnen zu gewinnen, bereits in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Die Befugnisse der Commission sind dann allen Widerständen zum Trotz immer weiter ausgedehnt worden, und so mächtig war schließlich die Gegnerschaft gegen die Eisenbahngesellschaften angeschwollen, daß es längerer Kämpfe bedurfte, um sie nach dem Kriege, während dessen sie unter Staatsverwaltung standen, ihren ursprünglichen Besitzern zurückzugeben. Aber noch auf verschiedenen anderen Gebieten hat das 20. Jahrhundert eine Ausdehnung der Staatskontrolle gebracht. Auch die Paketpost hat ihren Einfluß zu fühlen bekommen. Die Aufdeckung der Schlachthauskandale von Chicago bewirkte den Erlaß eines Bundesgesetzes über Nahrungsmittelherstellung. Die neu gegründete Federal Trade Commission ist eine Art moralischer Überwachungsstelle; sie mischt sich in die verschiedensten Angelegenheiten hinein, kann z. B. feststellen, was als unlauterer Wettbewerb anzusehen ist, und auch die Einzelstaaten haben vielfach besondere hierauf abzielende Gesetze erlassen.

Andererseits beginnt auch die Überzeugung, daß das Individuum nur sich selbst und seine Interessen, d. h. seine Gewinninteressen zu verfolgen habe und sich

¹²¹ The Fortune of the Republic. Miscellanies, Riverside ed. 1898, 422.

¹²² siehe z. B. Rühl, Der Hafen von Newport News: ein amerikanisches Verkehrsproblem. Z. d. Ges. f. Erdk. Berlin, 1913, 695—712.

skrupellos aller Mittel bedienen dürfe, wenn sie nur zum Erfolge führen, einer neuen Auffassung zu weichen. Wenige Schlagworte sind jetzt so im Schwange wie „Service“ und „public welfare“ („öffentliche Wohlfahrt“). Eine neue Verantwortlichkeit wird jedem an leitender Stelle Stehenden aufgebürdet, der sich als der Verwalter des Reichtums der Nation fühlt, der Allgemeinheit, den Konsumenten dient und diese Dienstleistung über den Gewinn stellen soll. Wie Ford es ausgedrückt hat: „An die Stelle des destruktiven Wettbewerbs soll ein großmütiger Wettbewerb treten, der Gewinn soll nicht die Basis, sondern das Resultat der Dienstleistung sein.“¹²³ Dem halte man dem berühmten Ausspruch Vanderbilts gegenüber: „The public be damned!“ („Die Öffentlichkeit sei verdammt!“)

Auch in der Wertung der Arbeit wird bereits eine Umwertung deutlich. Noch immer wird jegliche Arbeit als gut und ehrenwert gelten, aber entsprechend der Konsolidierung der sozialen Schichten macht sich doch allmählich eine unterschiedliche Schätzung bemerkbar. Die Handarbeit wird mehr und mehr als etwas Untergeordnetes, Erniedrigendes betrachtet, und so nahe der gelernte Arbeiter und der Angestellte wirtschaftlich einander stehen mögen, so beginnt sich doch eine soziale Kluft zwischen ihnen aufzutun. Der „white collar“ („weiße Kragen“) fühlt sich ziemlich erhaben über den Arbeiter, und in dieser Hebung seiner sozialen Stellung wird man nicht zuletzt einen der Gründe für das ungewöhnlich starke Anwachsen der Zahl der Angestellten und der im Handel Tätigen gegenüber den in der Produktion Beschäftigten zu sehen haben.

Rein zeitlich gemessen ist das Arbeitsquantum auch schon ziemlich allgemein vermindert worden, und von Seiten der Gewerkschaften wird auf eine Herabsetzung des Arbeitstempos hingearbeitet; der Achtstundentag ist zwar fast nirgends gesetzlich festgelegt, aber in der Praxis, namentlich bei den großen Unternehmungen, meist durchgeführt, wie sich auch für die Angestellten das Weekend („Wochenende“) eingebürgert hat. Man sucht ein Gegengewicht gegen die zunehmende Mechanisierung der Tätigkeit in den Fabriken wie in den Bureaus herzustellen; da diese aber die Arbeitsintensität nur gesteigert hat, so wird es doch fraglich sein müssen, ob die Abnutzung der Menschen auf diesem Wege gemildert und nicht vielleicht doch nur verstärkt worden ist. In allen Schichten breitet sich eine früher gänzlich unbekannte Vergnügungssucht aus, und so sehr hat sich bereits der Schwerpunkt des Lebens aus der Arbeit heraus verlagert, daß von amerikanischer Seite schon die Behauptung aufgestellt werden konnte, daß der Durchschnittsamerikaner ein müßigeres Leben führe als der Durchschnittseuropäer und in der Zeitverschwendung nur noch vom Spanier übertroffen werde. „Es werden mehr Radios und Grammophone auf den Kopf verkauft als in irgendeinem anderen Lande. Die täglichen Massen bei den Baseballspielen sind tausendmal größer als die Massen bei irgendeinem Sportschauspiel in irgendeinem anderen Lande, und die Filmstatistiken zeigen, daß die Zahl der Kinobesucher 1730 mal so groß ist. Aus der „Ford pleasure car“-Statistik („Fords Vergnügungsauto“) geht hervor, daß auf einen Ausländer 88 Amerikaner kommen, die einen Fordwagen zu andern wie geschäftlichen Zwecken benutzen. Und so geht es weiter in der Statistik.“¹²⁴ Schließlich ist auch die Zahl der Menschen, die sich, nachdem sie genug erworben haben, aus dem Geschäftsleben zurückziehen, in fortgesetztem Anwachsen begriffen. Diese des Geldverdienens Müden ziehen dann gewöhnlich in die Großstädte, die ihnen noch am ehesten Möglichkeiten bieten, ihre Zeit hinzubringen

¹²³ Mein Leben und mein Werk. 1923, 321.

¹²⁴ Nathan and Mencken, Clinical Notes. Amer. Mercury. 1924, II. 319.

und ihr Geld auszugeben. So ist denn begreiflicherweise New York jetzt der bevorzugte Platz für diese Rentner geworden, wenn auch Los Angeles durch seine besonderen Vorzüge noch immer eine beträchtliche Anziehungskraft auf sie ausüben dürfte, falls sie es nicht überhaupt vorziehen, sich in Europa niederzulassen.

Eine neue Wirtschaftsmoral ist im Werden. Alle auch noch so offenkundig unehrliche Handlungsweise hatte man auf wirtschaftlichem Gebiet entschuldigt, weil man sich sagen mußte, daß man selbst in gleicher Lage nicht anders gehandelt hätte, weil man die „efficiency“ („Effizienz“) sah und an die Wunderkräfte der Führer als Quelle des nationalen Reichtums glaubte. Jetzt beginnen sich Zweifel zu regen, und man meint, daß die ungeheuer reichen natürlichen Hilfsmittel des Landes und die billigen Arbeitskräfte, die so lange Zeit hindurch infolge des konstanten Zustroms der Einwanderer zur Verfügung standen, das meiste zu den großen Erfolgen beigetragen haben. Vielleicht ist man auch gewahr geworden, was in den europäischen Inflationsländern sehr deutlich wurde, daß das „Vorwärtskommen“ in wirtschaftlich bewegten Zeiten, wie sie die Jahrzehnte der Erschließung der Union doch wahrlich gewesen waren, viel mehr von dem Vorhandensein moralischer als intellektueller Eigenschaften abhängt, daß die Freiheit von Skrupeln und Bedenken die erste Vorbedingung ist und das notwendige Maß von Verstand und Phantasie recht unbedeutend sein kann. Gerade in der Überzeugung von dem Sinken der allgemeinen Geschäftsmoral hat ein nicht geringer Teil der Unzufriedenheit mit den heutigen Zuständen in Amerika seinen Ursprung. Man will namentlich erkennen, daß die großen Korporationen und Trusts, diese „Gesellschaft von Freibeutern“ (Brooks, *The Conflict between private monopoly and good citizenship*. 1909, 16.), eine beträchtliche Menge von Schuld an der Verschlechterung des ethischen Standards auf sich geladen haben, „bei denen das Fehlen des persönlichen Kontaktes den Sinn für die Niedertracht und Grausamkeit ihrer Handlungen bei den Leitern eingeschläfert hat“¹²⁵. Lloyds Buch „*Wealth against Commonwealth*“¹²⁶, der erste Vorstoß, erweckte noch keinen sehr lebhaften Widerhall, aber es folgten dann mehrere große Skandale und Enthüllungen, an die sich die sogenannte muck-raker-Literatur („Nestbeschmutzer-Literatur über Filz, Vetternwirtschaft und Korruption in Wirtschaft und Politik“) anschloß. Diese machte es sich zur Aufgabe, in die chronique scandaleuse („Skandalchronik“) der großen Gesellschaften hineinzuleuchten, die Machenschaften aufzudecken, denen sie ihre Machtstellung verdankten, die zahlreichen „kommerziellen Ermordungen“¹²⁷, die sie auf dem Gewissen hatten, in der weiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Die gegen die Trusts gerichteten Gesetze haben bekanntlich nicht übermäßig viel erreicht, und sich damit begnügen müssen, ein wenig hemmend gewirkt zu haben. Der öffentliche Ankläger hatte sich nicht gescheut, von dem Tabaktrust zu sagen, er sei in Sünde erzeugt und in Schande geboren. Wilson sprach von den Korporationen als von einer Gesellschaft von Einbrechern, die auf gesetzlichem Wege den Diebstahl organisieren, und gegen deren verbrecherisches Vorgehen man höchstens eine Anklageschrift oder eine Strafe erreicht, die die Ausgeplünderten selbst zahlen müssen¹²⁸. Die Korruption an sich war gewiß nichts Neues, aber eine Geschäftsmoral, die einst toleriert werden konnte, findet jetzt nicht mehr überall eine so milde Beurteilung. Das Neue ist der Wunsch, der Korruption zu Leibe zu gehen und eine moralische Reinigung vorzunehmen, die völlige Mißachtung moralischer Grundsätze im Wirtschaftsleben

¹²⁵ Jenks, *The modern standard of business honor*. Publ. Amer. Econ. Ass., 1907, 3. Ser. VIII, 5.

¹²⁶ 1894.

¹²⁷ Sinclair, *The Industrial Republic*. 1907, 165.

¹²⁸ Nr. 102, 6.

nicht wie früher einfach hinzunehmen, sondern nicht mehr zu dulden. Der Standardisierung der Produkte soll eine Standardisierung der Ethik parallel gehen¹²⁹, der Wirtschaftskampf soll mit ehrlicheren Waffen geführt werden, eine truth-in-advertising-Bewegung („Wahrheit bei der Reklame“) tritt gegen eine allzu verlogene Reklame auf. Der sehr angesehene Ingenieur Gantt hat in einer Ansprache vor den Studenten von Yale, aus denen sich ja z. T. die großen Industriellen rekrutieren, die neue Auffassung von Wirtschaftsehre in folgender Weise formuliert: „Die Zeiten haben sich geändert, und die Welt ist vorwärts gegangen. Die Methode, durch die Rockefeller sein Vermögen erworben hat, war nicht sehr verschieden von der seiner Zeit; er besaß nur mehr Schlaueit und weniger Gewissen als seine Zeitgenossen. Der Industrielle der Zukunft wird sich jedoch solcher Methoden bedienen müssen, die von dem Volke gutgeheißen werden und die nicht die Interessen irgendeines, wer es auch sein mag, verletzen.“¹³⁰

Roosevelt (Anm. Hrsg.: Präsident von 1901 – 1909) hatte sich zum Wortführer einer moralischen Reform gemacht und Worte gesprochen, die wie die soeben angeführten, einige Jahrzehnte vorher nicht möglich gewesen wären: „Es gibt in der Welt keinen gemeineren Charakter als den nur Geld verdienenden Amerikaner, der ohne jegliches Bewußtsein einer Pflicht, keinerlei Grundsätze achtend, nur darauf bedacht ist, ein Vermögen anzusammeln und dieses nur zu den niedrigsten Zwecken zu verwenden - ob nun diese Zwecke in Aktienspekulationen und verkrachten Eisenbahnen ihm selbst oder seinem Sohn erlauben, ein Leben in törichtem und verschwenderischem Müßiggang oder gemeiner Schwelgerei zu führen oder für seine Tochter einen einheimischen oder ausländischen Schurken von hoher gesellschaftlicher Stellung zu kaufen. Ein solcher Mann ist nur um so gefährlicher, wenn er gelegentlich eine Universität gründet oder eine Kirche stiftet, die dann die Leute, die genau so töricht sind, seine wirklichen Missetaten vergessen machen.“¹³¹ Gerade bei den Schenkungen der Reichen macht sich der Umschwung der öffentlichen Meinung sehr deutlich. Die Worte Carnegies hatten so schön geklungen: „Wer reich stirbt, stirbt ehrlos“, man ließ sich gerne durch die Riesensummen blenden, die auf jenem Wege in das Volk zurückflossen und hielt die Geber der Nation als leuchtende Beispiele vor. Jetzt steht man dem Erwerb großer Vermögen mißtrauisch gegenüber, man wird sich mehr und mehr der Gefahren bewußt, die durch den wachsenden Einfluß des konzentrierten Kapitals entstehen. Die Gaben der Reichen erscheinen daher unter einem anderen Gesichtswinkel, das „non olet“ (lat. Sprichwort pecunia non olet: „Geld stinkt nicht“) hat für sie seine Gültigkeit eingebüßt. Man spricht von „tainted money“ („unsauberem, korruptem Geld“), man fragt sich, ob „ein Mann die Sünde seiner linken Hand mit einer Wohltat der rechten wettmachen kann“¹³², man weigert sich anzuerkennen, daß die „durch ungerechtfertigte Privilegien, Bestechung, Bedrückung zusammengebrachten Reichtümer durch Geschenke an die Öffentlichkeit, private Mildtätigkeit entschuldigt und beschönigt werden können“¹³³. Die Industrial Commission ist so weit gegangen, die Schenkungen als eine Bedrohung des Staates zu bezeichnen; sie seien größtenteils das Ergebnis der Ausbeutung der amerikanischen Arbeiter durch niedrige Löhne oder der Ausbeutung des Publikums auf dem Wege der Erpressung

¹²⁹ Ebenda 17.

¹³⁰ Cestre, Production industrielle et justice sociale en Amérique 1921, 156.

¹³¹ American Ideals. 1900, 38.

¹³² Brooks, Soziales Wechselfieber. Übers. von Hasse. 1905, 29.

¹³³ Äußerung eines Professors der Stanford University. Bancroft, Retrospection. 1912, 453.

hoher Preise, seien also ein rechtmäßiger Besitz des amerikanischen Volkes¹³⁴. Man steht heute der Tatsache gegenüber, daß das Geld der Reichen nicht mehr zu entbehren ist, daß wesentliche Teile des kulturellen Lebens ohne dieses gar nicht mehr denkbar sind; mit Mißbehagen wird man sich bewußt, in welche Abhängigkeit man sich gebracht hat, indem der gute Wille einzelner Personen hier zu entscheiden hat, und diese begreiflicher Weise alle Einwirkungen fernzuhalten suchen, die ihre, meist wirtschaftlichen Interessen, stören könnten. Die Universität von Wisconsin hat z. B. kürzlich eine bedeutende, ihr angebotene Geldsumme abgelehnt, weniger, wie es in der Begründung hieß, wegen ihrer Vergangenheit, als wegen ihres Einflusses in der Zukunft¹³⁵; auch den Trusts unbequemen Lehrmeinungen soll ein Raum gewährt werden können. Anlaß zur Verstimmung geben aber auch die Verwendungszwecke¹³⁶. Es wird beklagt, daß die Zuwendungen stets die gleichen Richtungen einschlagen und daß die Schenker über so wenig Phantasie verfügen: Intelligenz und Reichtum sind eben doch nicht immer gepaart, wie es ehemals die Überzeugung war. Welche Hebung, so so fragt man sich, könnte das gesamte kulturelle Niveau erfahren, wenn die riesigen Summen nicht immer und immer wieder nur Organisationen zuströmten, sondern Individuen gegeben würden. Mit den 40 Millionen Dollars etwa, die ein gewisser Duke einem mittelmäßigen College gespendet hat, könnten sämtliche begabten Künstler in den Vereinigten Staaten mehrere Jahre lang unterhalten werden: auf die Herausgabe von Jahresberichten müßte man dann freilich verzichten.

Ein von dem früheren sehr verschiedener Geist im Verhältnis des Unternehmers zum Arbeiter, des Kapitals zur Arbeit, beginnt sich zu regen. Wenn sich auch manche Captains of industry („Industriekapitäne“) der vorigen Generation schließlich zu Grundsätzen bekannt haben, die die allgemeine skrupelfreie Ausbeutung des Arbeiters nicht zuließen, so darf man das nicht allzu ernst nehmen. Wir hören etwa Carnegie sprechen: „Die weiseste Politik, die ein Arbeitgeber für seine Leute einschlagen kann, ist, durch Taten zu zeigen, daß er ein Herz für sie hat. Gelegentlich, bei einem Unglück oder irgendeinem Notstand, sollte eine Firma immer zeigen, daß sie Anteil nimmt, daß sie auch menschlich ist und eine offene Hand hat.“¹³⁷ Solche und ähnliche Worte wurden von den Führern nur gesprochen, wenn sie bereits alt geworden waren und sich darauf verlegt hatten, moralisch zu werden; es ist wohl meist bei den Worten geblieben, das Handeln überließen sie lieber den andern. Man denke in diesem Falle nur der Pittsburg-Skandale, wo die Untersuchungskommission feststellte, daß in der ganzen Geschichte weder Sklaven noch freie Arbeiter jemals dermaßen ausgenutzt worden seien, wie es in der Stahlindustrie das übliche Verfahren sei¹³⁸. Und so dürfte wohl Pierpont Morgan sehr viel richtiger dem allgemein vorherrschenden Verhalten der Unternehmer Ausdruck gegeben haben, als er von der Industrial Commission auf die Frage: bis zu welchem Grade die Direktoren von Korporationen für die Arbeitsbedingungen in den Industrien, in denen sie die Leitung haben, verantwortlich seien, erwiderte: „Not at all I should say.“ („Gar nicht, würde ich sagen.“)¹³⁹

¹³⁴ Nr. 108, 24, 119.

¹³⁵ Nation, 1925, CXXI, 349.

¹³⁶ Diese Gesichtspunkte werden besonders betont von La Follette, The modern Maecenas. Amer. Mercury. 1925, V, 188-193.

¹³⁷ Nr. 31, 129.

¹³⁸ Ross, Nr. 14, 91.

¹³⁹ Nr. 107, 31.

Höchst sonderbar, wie Töne aus einem fremden Lande, mögen dem alten Rockefeller die Äußerungen seines Sohnes in den Ohren geklungen haben: „Die gesunde industrielle Doktrin muß dauernd das Wohlbefinden der Arbeiter gleichzeitig im Auge haben wie die Profite, und, wenn es sich als notwendig herausstellen sollte, diese dem Wohlbefinden der Arbeiter unterordnen. Wenn es kein anderes Mittel gibt, um der Arbeit einen gerechten Lohn und gute Existenzbedingungen zu verschaffen, so muß man die Dividenden aufschieben oder ganz auf sie verzichten.“¹⁴⁰ Die gleiche Auffassung ist von Schwab, dem Leiter der Bethlehem Steel Co., vertreten worden: „Wenn es nötig ist, müssen wir uns mit geringen Profiten oder mit überhaupt keinen begnügen. Wir müssen Opfer bringen, um unseren Arbeitern Arbeit und Zufriedenheit zu geben“¹⁴¹, und zu denselben Prinzipien hat sich Ford bekannt: „Wenn ich vor die Wahl gestellt werde, entweder die Löhne zu drücken oder die Dividenden abzuschaffen, ich würde ohne Zögern die Dividenden abschaffen.“¹⁴² Mag auch heute noch in vielen derartigen Fällen von den Unternehmern gelten, was die Wallstreetmänner von Ford denken: er rede wie ein Sozialist, aber handle wie einer von ihnen¹⁴³, so ist doch den Worten in einem Umfang bereits die Tat gefolgt, daß die geistige Umstellung deutlich sichtbar wird. Ein Streik in der Rockefeller gehörigen Colorado Fuel and Iron Co., der zu sehr blutigen Kämpfen, fast zu einer Art Bürgerkrieg, führte, veranlaßte ihn als einen der ersten, durch einen Professor der Soziologie einen Entwurf für die Arbeiterentlohnung ausarbeiten zu lassen, der sich auf soziale Gerechtigkeit gründen sollte. Dieser sog. Rockefeller- oder Colorado-Plan hat dann Schule gemacht und vielfach als Muster gedient. Der Arbeiter, das ist die sich namentlich in den Großunternehmungen mehr und mehr durchsetzende Meinung, soll eine angemessene Entlohnung erhalten, living-wages („zum Leben ausreichende Löhne“), wenn er ein gewöhnlicher Arbeiter ist, comfort-wages („Komfort ermöglichende Löhne“), die ihm ein behagliches Dasein ermöglichen, wenn er etwas Besonderes zu leisten vermag. Arbeit soll, wie es die 1912 gegründete Efficiency Society, die in zahlreichen Städten ihre Vertreter hat, forderte, keine Ware sein; die Löhne dürfen nicht einfach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen, der Arbeiter nicht schutzlos den Schwankungen der Konjunkturen preisgegeben werden, und Beschneidung der Löhne soll nicht mehr das primum refugium (lat. „erste Zuflucht“) bei wirtschaftlichen Schwierigkeiten sein. Man hat auch anerkannt, daß der Arbeiter ein Mensch aus Fleisch und Blut, ja sogar ein Mensch mit einer Seele ist, und daß man ihm jenen Grad von Arbeitsfreudigkeit schaffen muß, den die moderne Technik noch zuläßt. Ständig schwillt die Literatur über die Psychologie der Arbeit, über den Menschen als Produktionsfaktor, über die besten Methoden der Behandlung der im Unternehmen Beschäftigten¹⁴⁴. Wie heute vielfach über diese Fragen gedacht wird, zeigt wiederum ein Wort des jungen Rockefeller: „Wir Unternehmer haben bis jetzt unsere Betriebsleiter und Direktoren hauptsächlich nach ihren Fähigkeiten als Leiter der Erzeugung und als Finanzkräfte ausgesucht, während die wachsende Spannung in der Arbeiterschaft es notwendig macht, die wichtigste Qualifikation für diese hohen Betriebsstellungen in der Fähigkeit zu suchen, mit den Arbeitern erfolgreich und freundschaftlich umzugehen.“¹⁴⁵

¹⁴⁰ Cestre, Nr. 130, 159.

¹⁴¹ Ebenda, 137.

¹⁴² Ebenda, 191.

¹⁴³ Andrews, Henry Ford Wall Street's Stock Absorber. Nation, 1923, CXVI, 92.

¹⁴⁴ siehe z. B. Frankel and Fleisher, The human factor in industry. 1920. Craig and Charters, Personal Leadership in industry. 1925.

¹⁴⁵ Rosebush, Was die Moral vom Kapitalismus fordern kann. Übers. 1925, 194

Man gibt Arbeitern und Angestellten während der Arbeit „pep“, Pfeffer, d. h. man sucht diese durch alle möglichen Spiele und Vorführungen während der Pausen zu würzen, man bemüht sich, durch Verkürzung der Arbeitszeit und hohe Löhne ihnen Möglichkeit zu geben, sich zu erholen, zu bilden, sich moralisch zu entwickeln; es wird über die Gefahren nachgedacht, die notwendigerweise bei Menschen entstehen müssen, die der freien Zeit ganz ungewohnt sind und mit ihr nichts anzufangen wissen.¹⁴⁶ In manchen Fabriken geht diese Sorge für die Arbeiter schon so weit, daß man sich um ihre häuslichen Verhältnisse bekümmert. Nach allen Richtungen macht sich das Bestreben geltend, eine Einschränkung der Ausnutzung und Ausbeutung der Arbeitskräfte vorzunehmen, die Unmenschlichkeiten zu mildern, auch wenn sie als absolut notwendig gegolten haben, und jene Verschwendung von Menschenleben einzudämmen, in der die Union den traurigen Ruhm hat, the first in the world („der erste in der Welt zu sein“) zu sein. Riesenhaft sind noch immer die Ziffern der alljährlichen Unglücksfälle: man schätzt, daß von den 29 Millionen Arbeitern nicht weniger als eine halbe Million in jedem Jahre getötet oder verstümmelt werden, das ist eine Zahl, welche die der amerikanischen Verluste im Weltkriege übersteigt. Die Herstellung gesunder, sicherer und komfortabler Arbeitsbedingungen läßt man sich schon vielfach angelegen sein, und die Gesetze, die Schutzvorrichtungen bei gefährlichen Maschinen und eine hygienische Ausstattung der Fabrikräume verlangen, finden nicht mehr jenen Widerstand, auf den sie früher gestoßen wären. Bei den Bahnen, deren Unfallkonto bekannt genug ist und durchschnittlich 150.000 Tote und Verletzte im Jahre aufweist, ging die Northwestern Railway in dem Versuch, die Unglücksfälle zu verringern, mit dem sog. safety-first-movement („Sicherheit-zuerst-Bewegung“) voran, das von zahlreichen anderen Gesellschaften nachgeahmt wurde und schon vieles erreicht hat. Wenn auch die gesetzgeberischen Maßnahmen bisher noch auf fast keinem Gebiet bundesgesetzlich geworden, vielmehr der Legislative der Einzelstaaten überlassen wurden, so gibt es doch heute kaum noch ein Gebiet der Sozialpolitik, das in den Vereinigten Staaten nicht auch bereits seine Anfänge zu verzeichnen hätte oder zum mindesten sehr lebhaft zur Debatte stünde. Der mittlere Westen ist mit dem Arbeiterschutz vorangegangen, und die weitgehendsten und schärfsten Bestimmungen besitzen gegenwärtig Nebraska, Indiana und Oregon¹⁴⁷. Beschränkung der Frauenarbeit, der Arbeitszeit bei gefährlicher Tätigkeit, Verbote der Kinderarbeit - ein hierauf bezügliches Bundesgesetz wurde freilich 1916 für „unkonstitutionell“ erklärt¹⁴⁸ -, Unfallentschädigungspflicht sind schon in den meisten Staaten in irgendeiner Form eingeführt worden. Nur noch wenige sind vorhanden, die keine Regelung der Arbeitszeiten kennen, aber auch dort, wo ein Maximalarbeitstag von 8 oder 9 Stunden noch nicht festgelegt ist, hat sich vielfach ein dahingehender Usus entwickelt, und viele Fabriken und auch zahlreiche Behörden haben sich zu einer solchen Regelung von sich aus entschlossen. 1925 soll es nur noch 300.000 Arbeiter mit dem 12-Studentag geben, der bei der vorigen Generation für sämtliche Arbeiter galt. Sogar von einer Alters- und Invalidenversicherung, von einer Fürsorge für Arbeitslose, von einer Unterstützung der Familien bei Unfällen ist schon die Rede.

Aber nicht nur die Arbeitsfreude will man den Arbeitern wieder verschaffen, sondern man sucht sie auch auf einem neuartigen Wege an das Unternehmen wirtschaftlich zu fesseln und an dessen Wohlergehen zu interessieren, indem man ihnen zu sehr

¹⁴⁶ Cutten, *The Threat of Leisure*. 1926.

¹⁴⁷ Faulkner, *American Economic History*. 1924., 656.

¹⁴⁸ Seligman, *Principles of Economics*, 1923, 646.

günstigen Bedingungen Aktien zum Kauf anbietet. So zieht man einmal die Ersparnisse der Arbeiter heran, und kann auf der anderen Seite den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit mildern, wie man es durch die Voranstellung der Arbeiter gegenüber den Aktionären, die mit dem Unternehmen nur durch ihre Dividende verbunden sind, tut. Diese Bewegung hat seit der kurzen Zeit ihrer Einführung schon einen ganz erstaunlichen Umfang angenommen, und bei manchen großen Gesellschaften befindet sich bereits die Hälfte der Aktien, mitunter auch mehr in den Händen der Arbeiter. Diese Interessengemeinschaft zwischen der Leitung und dem Arbeitnehmer ist oft noch dadurch enger geworden, daß man Arbeiterräte einführte - die ersten im Jahre 1910 in der Bekleidungsindustrie - oder auch eine Form der Verwaltung schuf, bei der neben der Leitung ein Senat und ein Repräsentantenhaus bestehen, die aus Wahlen der Arbeiter hervorgehen¹⁴⁹. Andererseits suchen auch die einzelnen Unternehmungen in Kontakt miteinander zu kommen und an die Stelle eines Kampfes ein Zusammenarbeiten zu setzen; man teilt sich untereinander die Erfahrungen mit, die man auf irgendeinem Gebiete gemacht hat, gibt Einblick in die Produktion und die Produktionskosten, man hält es für ein unwirtschaftliches Vorgehen, Ideen zu monopolisieren, und Handelsgeheimnisse werden als Popanz angesehen¹⁵⁰.

Bei einer Firma, die wegen ihrer besonders ausgezeichneten Wohlfahrtseinrichtungen für ihre Angestellten und Arbeiter sehr bekannt ist, befindet sich in dem für den Empfang von Besuchern bestimmten Raum ein großes Plakat mit der Inschrift: „It pays!“ („Es zahlt sich aus!“)¹⁵¹. Dies dürfte in den weitaus meisten Fällen den Anstoß für die Gesinnungswandlung abgegeben haben, deren Symptome soeben skizziert worden sind. Nicht philanthropische Motive haben zu ihr geführt, sondern einfach die Kalkulation. Man hat ausgerechnet, daß es dem Unternehmen nur zugute kommt, wenn der Arbeiter eine gehobene Lebensführung, eine menschenwürdige und erträgliche Tätigkeit hat, wenn ihm eine Muße gegönnt wird, und wenn er sich mit dem Unternehmen wirtschaftlich verbunden weiß, daß mit der neuen Methode sich höhere Profite erzielen lassen. Ist einmal wirklich ein menschliches Gefühl im Spiele, so wird der Unternehmer sich genieren, sein wahres Motiv anzugeben, und, sich vor dem „alten“ Wirtschaftsgeist verbeugend, sich auf die Steigerung der efficiency („Effizienz“) und des Gewinns berufen, um sich nicht lächerlich zu machen: „er wird dann als Schaf im Wolfspelz auftreten“¹⁵².

Auf solche Weise glaubt man aber auch gleichzeitig jene Unzufriedenheit bekämpfen zu können, die zur großen Beunruhigung der Wirtschaftsleiter immer mehr an Boden zu gewinnen scheint. Für nicht wenige von ihnen wie für die amerikanische Öffentlichkeit ist die soziale Frage, die Herstellung eines sozialen Friedens die Hauptfrage geworden, und man sucht sich ihm auf diesem Wege, durch die „industrial democracy“ („industrielle Demokratie“) zu nähern. Was auf diesem Gebiete in den Vereinigten Staaten vor sich geht, diese Änderung der Wirtschaftsgesinnung, ist bisher in Europa über dem Studium amerikanischer Technik und Betriebsführung, über dem Streit um Taylor und Ford doch noch zu wenig beachtet worden; man sieht die Dinge zu sehr isoliert und nicht in ihrer Verbundenheit. Die Goodyear Tire Co. hat proklamiert: „Wenn das Kapital nicht arbeitet und die Arbeit keinen Besitz hat, so kann es keinen sozialen Frieden geben.

¹⁴⁹Faulkner, Nr. 147, 663. Philip, Les conseils d'usine aux Etats-Unis. Rev. des études coopératives, 1925, V, 53.

¹⁵⁰Tarbell, New Ideals in Business. 1917, 328.

¹⁵¹Rowntree, The human factor in business. 1921, 148.

¹⁵²Ross, Nr. 78, 88.

Aber warum soll die Arbeit nicht durch ihre Ersparnisse zu Kapital gelangen?¹⁵³ Die Umschichtung der wirtschaftlichen Kräfte dadurch, daß man den Arbeiter hat zum Kapitalisten werden lassen, ist mit einer Geschwindigkeit vor sich gegangen, wie sie nur in Amerika möglich ist. Der Aktienbesitz, namentlich bei den gemeinnützigen Unternehmungen, dringt in immer tiefere soziale Schichten vor¹⁵⁴, ist keineswegs mehr auf die Wohlhabenden und Reichen beschränkt, die von Arbeitern gegründeten Banken, von denen seit 1922 nicht weniger als 33 entstanden sind, bedeuten bereits eine beträchtliche finanzielle Macht. Von irgendwelchen sozialistischen Ideen ist aber bei alledem nicht im entferntesten die Rede. Es ist der Versuch einer Lösung des sozialen Problems, ohne vom kapitalistischem Geiste, von dem Prinzip der wirtschaftlichen Freiheit irgendetwas Wesentliches aufzugeben, der Versuch, sich jener früheren Gleichheit des Besitzes wieder anzunähern, „zu dem alten, gesunden und männlichen amerikanischen Individualismus zurückzukehren“¹⁵⁵. Herbert Hoover sprach es in einer Versammlung in Cleveland aus: „Wir befinden uns im Übergang von einer Periode des extremen Individualismus zu einer Periode der Zusammenarbeit, und ich glaube, wir werden durch diese Kräfte uns langsam einer wirtschaftlichen Demokratie zubewegen.“¹⁵⁶ Man ist hierbei in der glücklichen Lage, nicht auf solche Widerstände zu stoßen, wie sie die in Europa so tief eingewurzelten, gehässigen Schlagworte von der „Begehrlichkeit der Arbeiter“ und der „Profitgier der Industrie“ bilden: jeder, Arbeiter wie Unternehmer, hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, seine wirtschaftliche Position so günstig wie nur möglich zu gestalten. Der Stolz, mit dem ein für das kapitalistische Wirtschaftssystem besonders begeisterter Nationalökonom sagt: „Die einzige wirtschaftliche Revolution, die gegenwärtig im Zuge ist, geht in den Vereinigten Staaten vor sich. Es ist die Revolution, die die Unterschiede zwischen Arbeiter und Kapitalisten dadurch verwischt, daß sie die Arbeiter zu ihren eigenen Kapitalisten macht und die meisten Kapitalisten zwingt, in einer oder der anderen Weise Arbeiter zu werden, da nicht viele von ihnen in der Lage sein werden, allein von den Zinsen ihres Kapitals zu leben. Dies ist etwas Neues in der Geschichte der Welt“¹⁵⁷, dieser Stolz ist berechtigter, als er glaubt; denn bei der Schilderung des sich hier Anbahnenden stützt er sich fast nur auf die Zunahme der den Arbeitern gehörigen Banken, auf das Anwachsen ihrer Sparguthaben und ihres Aktienbesitzes, während gezeigt werden konnte, daß diese „Revolution“ eine viel breitere Grundlage besitzt und daß vor allem der Wirtschaftsgeist im Wandel begriffen ist. Kaum mehr als ein Jahrzehnt liegen die Anfänge jenes Neuen zurück, aber mit jenem frohen Optimismus, der aller Schwierigkeiten, auch der unüberwindlich scheinenden, nicht achtet, mit dem Glauben, das soziale Problem lösen zu können, geht man in den Vereinigten Staaten an die Arbeit. Sollte sich wirklich, wenn auch nur im Bereiche der Wirtschaft, die Prophezeiung Whitmans erfüllen: „Auf unserem Gebiete wird wohl früher oder später, wie auf einer Bühne, so etwas wie eine Verklärung der ganzen vergangenen Kultur Europas und Asiens stattfinden?“¹⁵⁸

¹⁵³ Cestre, Nr. 131, 219.

¹⁵⁴ siehe z. B. die Zahlenangaben bei Brookings, Die Demokratisierung der amerikanischen Wirtschaft. Übers. von Kuczynski. 1925, 39.

¹⁵⁵ Carver, The present economic revolution in the United States. 1925, 46.

¹⁵⁶ Nation, 1925, CXXI, 327.

¹⁵⁷ Nr. 155, 9.

¹⁵⁸ Prosaschriften. Übers. von Lessing. 1910, 42.

VI. Das Erwachen einer Kulturkritik

NICHT so weit ausgebreitet sind die Erfolge einer anderen geistigen Umstellung, die der im Wirtschaftsleben sich vollziehenden parallel geht, die aber doch nicht minder bedeutungsvoll ist. Man fängt leise an, in der Beurteilung der eigenen Gesamtkultur etwas skeptischer zu werden, an ihrer unvergleichlich geglaubten Herrlichkeit zu zweifeln und zu empfinden, daß das um seiner Rückständigkeit bemitleidete Europa Werte besitzt, für die man in Amerika nicht einmal ein Verständnis aufbringt. Es wird immer einzelne gegeben haben, die die Überzeugung von der Vortrefflichkeit alles Amerikanischen nicht geteilt haben, aber daß sich diese Stimmen jetzt herauswagen und daß sie bereits einen Widerhall finden, das ist das Neue an dieser Bewegung. Sie besteht in einer Selbstkritik, die auch nicht davor zurückschreckt, einen Kampf gegen bisher unumschränkt herrschende Anschauungen aufzunehmen und gegen die Ideale der Masse zu protestieren.

Die Männer, die es sich zur Lebensaufgabe gesetzt haben, diesen Kampf zu führen, neue Gegenstände und neue Formen zu suchen, und die aus den verschiedensten Geistessphären stammen, sind zwar noch gering an Zahl, aber es befinden sich unter ihnen nicht wenige, die sich bereits einen internationalen Namen gemacht haben. Sie haben auch wohl noch nicht genügend Berührung miteinander, wengleich mehrere Zeitschriften, namentlich die von Mencken und Nathan herausgegebenen mutigen Revuen, zuerst der „Smart Set“, dann der „American Mercury“ ihnen jetzt ein Sprachrohr geben, das schon ziemlich weit, wenn auch erst nur von wenigen, gehört wird. Ein hoher Mut wird in der Tat gerade in Amerika von jedem gefordert, der sich zu den Anschauungen der Allgemeinheit in Opposition begibt, und die meisten haben ihn durch Verfemung, Verfolgung und selbst durch Gefängnisstrafe büßen müssen; es ist daher verständlich, aber auch kennzeichnend, daß manche es vorziehen, sich hinter Anonymität oder Pseudonymität zu verbergen. Andere Indizien dafür, daß auf geistigem Gebiet sich Neues zu regen beginnt, ist die Verlagerung des geistigen Schwerpunkts aus dem Nordosten, der Wiege und dem bisher alleinigen Träger höheren Geisteslebens, heraus, so daß man etwa Chicago schon den literarischen Krater von Amerika hat nennen können¹⁵⁹, ferner eine gewisse Lösung von der geistigen Bevormundung durch England, die sich in direkter Übernahme kontinental-europäischer Literatur dokumentiert, und ein lebhafter werdendes Interesse an rein wissenschaftlicher Forschung.

Als den ersten großen Erfolg konnten die Führer jener Bewegung wohl den Riesenabsatz buchen, den Sinclair Lewis mit seinem Buche „Main street“ („Main Street. Die Geschichte von Carol Kennicott. Roman“) gewann und der ihn mit einem Schlage zu einem der populärsten amerikanischen Schriftsteller machte; viele Leser mögen allerdings vielleicht gar nicht den Sinn des Buches erfaßt und sich nur an der wahrheitsgetreuen Vorführung ihres eigenen Daseins gefreut haben. Der ganze Inhalt ist eigentlich nichts anderes wie die in die Form eines Romans gekleidete, ungeschminkte Schilderung des Lebens in einer kleinen Präriestadt, das dem Spießier die Verwirklichung aller seiner Wünsche bietet, und in das dann eine Frau Höheres hineinzubringen sucht, woran sie schließlich zugrunde geht. Im Jahre 1922 erschien dann unter dem harmlosen Titel „Civilization in the United States“ ein Werk, das die Arbeiten von dreißig, durch nichts als durch eine gemeinsame

¹⁵⁹ Jones, in: The Bookman, 1925, LX, 565.

Geisteshaltung verbundener Autoren vereinigte, und das einen Überblick darüber bietet, was diese neue Bewegung sich zum Ziele gesetzt hat und wem sie den Krieg erklärt. Sie lassen alle Gebiete der Kultur Revue passieren, die Politik und die Presse, die Erziehung und die Schule, das Wirtschaftsleben und die Bevölkerungsfrage, die Wissenschaft und die bildende Kunst, das Theater und die Literatur, und sie kommen bei allen zu dem Ergebnis, daß die Überlegenheit, an die das ganze Volk wie an ein Dogma geglaubt hat, nicht nur nicht existiert, sondern daß die Vereinigten Staaten sich auf kulturellem Gebiet erst in einem Embryonalstadium befinden. Ohne jede Schonung, aber unter ständiger Heranziehung von Belegen zeigen sie die Dinge, wie sie in Wirklichkeit sind und suchen dem amerikanischen Publikum die Augen dafür zu öffnen, daß man von wahrer Kultur noch weit entfernt, daß hier alles erst noch zu tun sei; die ganze amerikanische Zivilisation sei nur eine andere Art von Wüstheit gegenüber der, die sie vorgefunden und vernichtet habe. Nichts von alledem, was den Stolz der Amerikaner ausmacht, findet Gnade vor ihnen, und bei aller Kühle und Sachlichkeit ist ihre Verachtung und ihr Haß gegenüber den herrschenden Werten so intensiv, daß sie nicht selten überkompensiert erscheinen. Das Werk hat begreiflicherweise eine sehr zurückhaltende Aufnahme gefunden und ist vielfach aufs schärfste abgelehnt worden.

Wem gilt der Protest? Er richtet sich zunächst gegen die utilitarische Weltauffassung, die da meint, daß Wohlstand und Komfort auch schon Kultur bedeuten und in ihrer Zunahme und in der wachsenden Mechanisierung des Lebens sogleich einen kulturellen Zuwachs erblickt, so daß die Gleichung „bigger“ gleich „better“ („größer gleich besser“) immer aufgeht. Amerika kann sich damit entschuldigen, daß es bisher keine Zeit gehabt hat, sich der Ausbildung einer wirklichen Kultur zu widmen, aber es hat nicht das Recht, seine materiellen Fortschritte und seinen wirtschaftlichen Aufschwung als Index für einen ebensolchen geistigen zu nehmen. Alles bisher Geleistete ist nur eine Verwirklichung kleinbürgerlicher Ideale, und man kann Amerika aus der Geschichte streichen, ohne daß die Kultur eine spürbare Einbuße erleidet. Was nach der allgemeinen Auffassung die Kultur Amerika zu danken hat, hat der oben genannte Nationalökonom Carver so formuliert: „Allgemeine Erziehung durch öffentliche Schulen, Zugang für alle zu der gesamten Literatur durch öffentliche Bibliotheken, die Möglichkeit für alle, durch niedrige Posttarife miteinander in Verbindung zu treten und schließlich der allgemeine Genuß von Komfort und Bequemlichkeiten durch ein industrielles System, das die Waren zu einem so niedrigen Preise liefert, daß viele Millionen ständig in einem verhältnismäßig großen Luxus leben.“¹⁶⁰ Aber „was haben,“ so fragen die andern, „Badezimmer, Kinos, Stahlbauten und Autos mit der Seele eines Volkes zu tun?“¹⁶¹ Die ausschließliche Betätigung im Wirtschaftsleben, das einen Selbstzweck, einen letzten Wert bedeutet, die „Aktivität, die unleugbar Großes vollbracht hat, sind teuer erkaufte, die „Gesamtleben leitende Geist der Wirtschaft, die Vorrangstellung, die man allem Wirtschaftlichen eingeräumt hat, und die geistige Beschränktheit derer, zu denen das Volk als seinen Vorbildern aufblickt, der Wirtschaftsführer, haben zu einem Schwund aller kontemplativen Fähigkeiten geführt und es dahin gebracht, daß überhaupt keine Möglichkeit besteht, ein sinnvolles Leben zu führen, daß alles dem mob-mind (Anm. Hrsg.: etwa Massengeist) dient und gehorcht. „Der im Schatten einer sonnengetrockneten Mauer sitzende Omar Chajjam (Anm. Hrsg.: das Rubaiyat des Omar Khayyam), der drei volle Tage lang über einem Verse nachdenkt, hat der

¹⁶⁰ Nr. 155, 61.

¹⁶¹ The New Student, 1923.

Menschheit mehr Gutes gegeben, als fünfzig berühmte Industriekapitäne jemals ihr geben können.“¹⁶² Was hat Amerika zur Verschönerung des Lebens beigetragen? Und ein solches Volk, „ohne Geschmackssinn, das reizlose Nahrung hinunterschlingt, und nach dem Essen ohne Rock und ohne Gedanken in dem mit öden Stickereien bestickelten Schaukelstuhl sitzt, automatischer Musik lauscht, automatische Bemerkungen über die Vortrefflichkeit der Fordschen Automobile macht, betrachtet sich als die größte Rasse der Welt?“¹⁶³

So ist es gekommen, daß eine Tätigkeit auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet als unproduktiv gilt und daß „intellectual“ ein Spottname geworden ist. Nur die praktisch verwertbaren und angewandten Wissenschaften, die Naturwissenschaften, die Medizin, die Wirtschafts- und Gesellschaftslehre und die Technik haben einen Anspruch gefördert zu werden, die reine Forschung dagegen findet nur selten Kontakt. Die Universitäten sind Athletenvereine, in denen für die körperlich Schwachen gewisse Gelegenheiten zum Studium geboten werden“¹⁶⁴, die „Studenten sprechen von Sport, von geselligem Zusammensein, vom Examen. Wer hat jemals unter diesen jungen Leuten eine lebhaft Auseinandersetzung über Kunst gehört, über Religion, Volkswirtschaft, Geschlechtsfragen? Hat sie irgend jemand einmal über etwas anderes in Eifer geraten sehen als (symbolisch gesprochen) über Fußball und Fudge („Fudge = Sensationsmeldung“)? Man geht sogar so weit, daß es als unschicklich betrachtet wird, ein geistig Suchender zu sein.“¹⁶⁵ Der Gelehrte kann sich nur durch Popularisieren einen Namen und Geld verschaffen. Denn daß man keine Achtung vor der Wissenschaft hat, zeigt sich aufs klarste in der schlechten Bezahlung der Lehrer und Professoren, die doch gerade in den Vereinigten Staaten einen so besonders feinen Maßstab für die allgemeine Wertschätzung gibt, und die dazu geführt hat, daß überall ein Mangel an guten Lehrern eingetreten ist. Ein noch kümmerlicheres Dasein führt der Künstler, denn ebensowenig ist die Kunst etwas, womit sich ein vernünftiger, ein tätiger Mensch ernsthaft beschäftigen könnte, und man schämt sich nicht im mindesten, zu bekennen, daß man für sie kein Interesse hat und ihrer Pflege völlig gleichgültig gegenübersteht. Allenfalls findet ein Dilettieren Verständnis, aber die einzige Aufgabe der Kunst ist, das Volk zu unterhalten und zu amüsieren. Der Geschmack der großen Masse entscheidet, und die „geistigen soft-drinks“¹⁶⁶ („alkoholfreies Getränk“), die man ihr versetzt, die Fülle der low brow-Literatur („anspruchloser Literatur“), die Zeitungen, die auf den tiefsten Leser eingestellt sind, genügen ihr vollständig; höheres läßt sie gar nicht aufkommen. Den Wirtschaftsführern ist auch das Wenige noch zu viel; sie denken über diese Dinge wie Ford: „Man bemüht sich förmlich, die schöpferischen Funktionen auf Dinge zu beschränken, die sich an die Wand hängen, in Konzertsälen hören und sonstwie zur Schau stellen lassen, wo müßige und wählerische Leute sich zu versammeln pflegen, um gegenseitig ihre Kultur zu bewundern. Wer sich jedoch in Wahrheit schöpferisch betätigen will, der wage sich auf ein Gebiet, wo höhere Gesetze walten als die des Tons, der Linie und der Farbe - er wende sich dorthin, wo das Gesetz der Persönlichkeit herrscht. Wir brauchen Künstler, die die Kunst industrieller Beziehungen beherrschen. Wir haben die schöpferische Begabung allzusehr eingeeengt und zu trivialen Zwecken mißbraucht.“¹⁶⁷ So hat denn auch die „Nation“ im

¹⁶² Anonymus, The Amazing American. 1925, 35.

¹⁶³ Lewis, Nr. 1.

¹⁶⁴ Worte eines Chinesen. Civilization in the United States. 526.

¹⁶⁵ Lewisohn, Gegen den Strom. Übers. von Wolf. 1924, 190f.

¹⁶⁶ Civilization in the United States. 83.

¹⁶⁷ Nr. 123, 121.

Jahre 1925 eine Umfrage darüber veranstaltet, ob Dichter und bildende Künstler in den Vereinigten Staaten eine Atmosphäre vorfinden, die ihnen ein Schaffen ermöglicht, oder ob sie nur im Ausland arbeiten könnten. Keine große fundamentale Entdeckung hat in Amerika ihren Ursprung, nichts Neues, Eigenes auf geistigem Gebiet von wirklicher Bedeutung hat es hervorgebracht, wenn man nicht etwa die Ausbildung der short story („Kurzgeschichten“) hierher rechnen will. Was an höherem Geistesleben vorhanden ist, steht in engster Abhängigkeit von Europa. „Auch Europa hat seine Babbitts, aber sie geben dort nicht den Ton an“¹⁶⁸ („Babbitt = Spießbürger“). Es fehlt an einer gebildeten Schicht, die materiell unabhängig ist und Zeit hat, es fehlt eine geistige Aristokratie, die den mob-spirit (Massengeist) lenkt und bändigt, die neuen Ideen offen ist und ihnen Achtung verschafft. Die Folge ist ein äußerst niedriger Stand des allgemeinen Bildungswesens, eine geistige Unterernährung, ein „modernes Barbarentum“¹⁶⁹ und „ein Schlachthaus des guten Geschmacks, das sowohl dem Grade nach als seiner Größe in der ganzen zivilisierten Welt nicht seinesgleichen hat“¹⁷⁰. Die Hauptschuld an diesem Zustand, das ist die Überzeugung jenes kleinen Kreises von Kulturkritikern, tragen die Herrschaft der Frau und der Puritanismus. Die Frau, die, allein von der Arbeit befreit, die Gesellschaft regiert und in deren Hände das Richteramt über die wichtigsten kulturellen Fragen gelangt ist. Der Puritanismus, der alle geistigen Bedürfnisse auf sich konzentriert und sämtliche Gebiete des Lebens unter seine Kontrolle genommen hat. Ihm ist die „Entwicklung einer freien Persönlichkeit ein Kapitalverbrechen gegen die Gesellschaft, die conformity (Gleichheit) die vornehmste Tugend“¹⁷¹; er will keinen Fortschritt im Geistigen, für alles hält er die Wagschale der Moral bereit, mit seiner Unfähigkeit, Moralisches und Ästhetisches zu trennen, stellt er das gesamte Geistesleben unter Druck. Aus der Konvention, aus der moralischen und intellektuellen Enge hinauszuführen, in der durch die Amerikanisierung erreichten Gleichförmigkeit eine Schwäche und nicht eine Stärke zu sehen, dem amerikanischen Volke Werte zu zeigen, die es bisher nicht gekannt hat, das ist es, was sich die junge Generation zur Aufgabe gesetzt hat. Auch diese Bewegung ist noch zu jung, als daß sich ihre Bedeutung richtig ermessen ließe, aber es hat fast den Anschein, als ob die Vereinigten Staaten nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf geistigem Gebiet an einem Wendepunkt ihrer Geschichte stehen. Und wenn gesagt worden ist, Amerika gehe einer Europäisierung entgegen, während sich Europa amerikanisiere, so wird man wünschen müssen, daß sich Europa nicht ein im Vergehen befindliches Amerika zum Vorbild wähle.

¹⁶⁸ Thomson, Why I live abroad. Amer. Mercury, 1925, V, 111.

¹⁶⁹ Scheffauer, Nr. 5, 224.

¹⁷⁰ Nathan, Amerikan. Stimmen. 1925, Heft 9, 47.

¹⁷¹ Mencken, The national literature. Yale Rev., 1920, N. S. IX/2, 811.

Zitate, die einmal dazu dienen sollten Rühls Buch zu kommentieren:

Die Ablehnung der Konvenienzehe durch Amerikaner

Andrew Dickson White, Aus meinem Diplomatenleben, Leipzig 1906, S. 26 ff.

In der Eisenbahn auf der Reise nach Paris:

Bis zu meiner Ankunft in Straßburg habe ich aber nichts Besonderes zu verzeichnen. Dort wurde ich auf dem Bahnhofe durch einen jungen österreichischen Edelmann einer amerikanischen Dame vorgestellt, die sich in Begleitung ihres Sohnes auf dem Wege nach Paris befand. Sie war sehr liebenswürdig, und ich freute mich, als wir uns im selben Abteil wiederfanden. Nachdem wir Straßburg eine Weile im Rücken hatten, sagte sie: „Ich glaube nicht, daß Sie auf dem Bahnhofe meinen Namen verstanden habe“ Ich gab es ihr ganz offen zu, daß es sich wirklich so verhielt. Sie wiederholte ihn mir, und ich erfuhr nun, daß sie die Gattin eines in New York und Paris hochangesehenen und weit und breit bekannten Amerikaners war. Als wir uns Paris näherten, schien es mir, als ob es in unserem Abteil etwas unruhig würde, aber in meine Lektüre vertieft, achtete ich nicht weiter darauf. Wir waren unserer sieben, die wir uns gegenüber saßen. Die Plätze an der einen Tür nahmen die Amerikanerin die ich Frau X nennen will, und meine Person ein. Ihr zur Seite saß ihre Jungfer. Der nächste Platz war frei, und den folgenden hatte eine elegante deutsche Dame inne, die sehr vornehm und etwa fünfzig Jahre alt zu sein schien. Der deutschen Dame gegenüber saß ein ungefähr dreißigjähriger, elegant gekleideter junger Mann, ein Deutscher von vornehmerm Wesen. Zwischen diesem Herrn und mir saßen der kleine Sohn der Frau X und der Österreicher, der mich mit ihr bekannt »gemacht hatte. Plötzlich beugte sich Frau X zu mir hinüber und fragte im Flüstertone: „Was meinen Sie wohl, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnis die beiden an der anderen Tür zueinander stehen? Ich antwortete, sie wären wahrscheinlich Geschwister. „Nein“, entgegnete sie, „es ist ein Ehepaar“. Ich meinte, das sei wohl kaum möglich, es sei ein Unterschied von beinahe zwanzig Jahren, die dem jungen Mann zugute kämen. „Verlassen Sie sich darauf“, sagte sie, „es ist eine Konvenienzehe. Ihre Toilette ist darauf berechnet, sie so jung wie möglich erscheinen zu lassen.“ Ich bezweifelte diese Ansicht trotzdem, und die Unterhaltung hatte ein Ende.

Jetzt sagte der junge Mann einige Worte zu der Dame ihm gegenüber, die verrieten, daß er sich in Berlin aufgehalten hatte, worauf Frau X ihn über alle Reisenden hinweg fragte, ob er in Berlin studiert hätte. Einigermaßen überrascht wandte der Herr sich ihr zu und entgegnete sehr höflich, aber kühl: „Ja, gnädige Frau“. Hierauf kehrte er sich ab, um sich mit seiner Dame weiter zu unterhalten. Frau X war aber durchaus nicht entmutigt und fuhr hartnäckig zu fragen fort: „Waren Sie erst kürzlich auf der Berliner Universität?“ Ehe der Herr jedoch zu antworten vermochte, kehrte sich die Dame ihm gegenüber zu Frau X und sagte in hochfahrendem Tone: „Mon Dieu, Madame, Sie müssen doch bemerken, daß sich der Herr nicht in eine Unterhaltung einzulassen wünscht“? Frau X wurde ganz kleinlaut und erwiderte bescheiden: „Pardon, Madame, hätte ich geahnt, daß die Mutter des jungen Herrn es nicht gern sieht, daß er mit einer Fremden spricht, ich hätte ihn nicht angeredet.“ Nun sprang die deutsche Dame auf, als hätte sie eine Natter gestochen und entgegnete tief errötend: „Pardon, Madame, ich bin nicht die Mutter des Herrn“. Im selben Augenblick war Frau X demütige Miene abgelegt; hochfahrend wandte sie sich ihrer

Gegnerin zu und sagte: „Da Sie nicht die Mutter des Herrn sind und selbstverständlich nicht seine Frau sein können, so möchte ich wissen, mit welchem Recht Sie es sich herausnehmen, ihn daran zu hindern, mir zu antworten?“ Die in dieser Weise angeredete Dame zuckte von neuem zusammen und sagte stockend: „Pardon, Madame, ich bin die Gattin des Herrn.“ Sofort nahm Frau X eine kleinlaut Miene an und erwiderte: „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Madame, ich werde den Herrn nicht wieder anreden.“ Damit wandte sie sich mir zu und sagte ganz ernsthaft, aber so laut, daß alle es vernehmen konnten: „Großer Gott, sollte man es für möglich halten!“ Wir waren insgesamt auf das höchste bestürzt; die deutsche Dame fiel beinahe in Ohnmacht und ihrem Gatten ging es kaum besser. Während des letzten Teiles unserer Reise hörte ich sie wohl zu verschiedenen Malen den Versuch machen, den Vorfall in das Komische zu ziehen, es war aber ganz klar, daß der Hieb meiner holden Landsmännin hart getroffen hatte, und daß die Wunde lange bluten würde.

An unserem Bestimmungsorte angelangt, wurde mir die Aufklärung für den geheimnisvollen Vorgang. Mich von Frau X verabschiedend, sagte ich: „Es war eine grausame Behandlung, die Sie jener deutschen Dame zuteil werden ließen“. „Ja«, entgegnete sie, „ich wollte ihr eine Lehre geben, damit sie sich nie wieder herausnehme, eine Amerikanerin zu beleidigen.“ Dann erzählte sie mir, es hätte die Aristokratin augenscheinlich verdrossen, daß Frau X ihre Jungfer mit in das Abteil nahm, und sie habe ihrem Ärger dadurch Luft gemacht, daß sie sich das Taschentuch vor den Mund hielt, die Nase rümpfte und noch auf andere Art ihren Widerwillen zur Schau trug. „Das war der Grund, warum ich ihr eine Lehre zuteil werden ließ“, sagte Frau X.

Ich habe Frau X nie wieder gesehen. Sie starb nach einer nur wenige Jahre währenden glänzenden gesellschaftlichen Laufbahn; ihr Sohn jedoch, damals ein zwölfjähriger Knabe, hat sich sowohl in Amerika wie in Europa einen Namen gemacht und nimmt in gewisser Beziehung eine einflußreiche Stellung ein.

Über die Puritaner

Karl Heussi. Kompendium der Kirchengeschichte, 12. Auflage, Tübingen 1960

§ 89w

Diese calvinistischen Gegner der Staatskirche, die diese vom „papistischen Sauerteig“ reinigen wollten, nannte man etwa seit der Mitte der 60er Jahre Puritaner. Elisabeth Verfolgte sie hart und setzte 1583 einen eigenen Gerichtshof („high commission“) zur Bestrafung aller „Nonconformisten“ oder „Dissenters“ ein. Viele wanderten nach den Niederlanden aus. Der einflußreichste Führer wurde der viel verfolgte Thomas Cartwright (1535-1603), der als erster die Einführung der presbyterianischen Verfassung ins Auge faßte (seit 1569). Die „Presbyterianer“ sind die eigentlichen Puritaner. In einem weiteren Sinn bezeichnet der Ausdruck „Puritaner“ im 17. Jh. alle englischen Protestanten, die als politische Gegner des absolutistischen Königtums der Stuarts die Parlamentsfreiheit verfochten, mochten sie dabei durch religiöse Motive mitbestimmt sein oder nicht, — in einem anderen weiteren Sinn alle englischen Protestanten, die für eine strenge, „biblische“ Lebensführung eintraten, den Sonntag sabbatmäßig begingen, Theater und Kunst ablehnten usw., einerlei ob ihnen die anglikanische Kirchenverfassung anstößig war oder nicht. Der Puritanismus als Sittenstrenge verstanden hatte sein Gegenbild an der englischen Kultur des Elisabethanischen Zeitalters (Nachblüte der Renaissance; Blüte des Theaters Shakespeare; arge Sittenverwilderung des wohlhabenden Londoner Bürgertum: des Adels, des königlichen Hofes). Doch wurden zur Zeit Shakespeares auf der Bühne alle Frauenrollen von Männern gegeben.

§ 101

ä 101. Die Anfänge der nordamerikanischen Kolonien.

a 1. Ging der Protestantismus auf dem Gebiet der Mission zunächst leer aus, so erschloß sich ihm auf dem Wege der Kolonisation ein neues ungeheures Ländergebiet, das ihm zwei Jahrhunderte später zur Behauptung seiner Weltstellung hervorragende Dienste leisten sollte: Nordamerika. 1607 begann mit der Gründung der Kolonie Virginia die englische Besiedelung der nordamerikanischen Ostküste. Im Zusammenhang mit den religiösen und politischen Unruhen in England nahm die Kolonisation in den nächsten Jahrzehnten einen großen Aufschwung: Anhänger unterdrückter religiöser Minderheiten errangen sich durch die Auswanderung nach Nordamerika und die Begründung eigener Ackerbaukolonien die ungehinderte Ausübung ihres religiösen Bekenntnisses.

b Diese Bewegung begann 1620 mit der Gründung von Massachusetts durch die puritanischen „Pilger-Väter“. Diese entstammten einer Gemeinde von englischen Separatisten (vgl. § 98 h), die John Robinson von England nach Holland geführt hatte.

2. Seitdem verpflanzten sich allmählich die religiösen Gegensätze Europas nach Nordamerika, wo sie sich frei auswirken konnten. Bemerkenswert ist, daß in einigen der neuen Kolonien, allerdings nicht durchweg aus rein religiösen Beweggründen, Toleranz für alle christlichen Bekenntnisse eingeführt wurde.

Das erste Gemeinwesen, dessen Bürger Religionsfreiheit genossen, war die die von dem katholischen Lord Baltimore 1632 begründete Kolonie Maryland. Die Gründe für die Toleranz waren hier rein wirtschaftlich; man wünschte eine größere Zahl von Kolonisten. Später wurden in Maryland die Katholiken von den Puritanern hart bedrückt (§ 110 d).

Während die Puritaner in Massachusetts, New Hampshire und Connecticut in starrer Intoleranz nur Anhänger ihrer Überzeugung duldeten, entstand in dem kleinen Gemeinwesen Rhode Island (1636), der Schöpfung des edlen Separatisten Roger Williams, die erste von Protestanten begründete Kolonie, die ihren Bewohnern Religionsfreiheit gewährleistete.

Weit bedeutender als das kleine Rhode Island war der 1682 von dem Quäker William Penn errichtete Staat Pennsylvania (Hauptstadt Philadelphia), in dem ebenfalls volle Freiheit aller christlichen Bekenntnisse herrschte, auch des Katholizismus. WILLIAM PENN (1644-1718), der Sohn eines vornehmen englischen Admirals, ein reich begabter und ausgezeichnet gebildeter Mann, war der einflußreichste Vertreter des Quäkertums im 17. Jh. Zur Tilgung einer bedeutenden Forderung, die Penn als Erbe seines Vaters an die englische Krone hatte, belehnte ihn Karl II. 1681 mit einem großen Kolonialgebiet, auf dem Penn das „heilige Experiment“ der Gründung eines Staatswesens unternahm, das auf rein demokratischer Verfassung und dem Grundsatz völliger Toleranz beruhte. Die Kolonie gedieh äußerlich trefflich, im Innern vermochten sich aber die Grundsätze des echten Quäkertums nicht einmal bei den Quäkern selbst zu behaupten.

Kurd von Schlözer, Mexikanische Briefe, Stuttgart 1913

Kurd von Schlözer reiste 1869 als Gesandter des Norddeutschen Bundes über New York nach Mexiko.

S. 4: „Hundert Seemeilen von New York entfernt trafen wir schon ein Lotsenboot. „In Europa“, bemerkte mir unser fixer Kapitän Schwensen, „müssen die Schiffe die Lotsen aufsuchen; in Amerika geht die Industrie so weit, dass sie schon auf 200 bis 300 Meilen entgegenkommen, um ihre 100 Dollar zu verdienen.“

S. 8: Um 4 Uhr empfing die Gemahlin des Präsidenten Grant im Whitehouse das ganze diplomatische Korps, Männchen und Weibchen, denen ich mich anschloß. Abends dampfte ich wieder im sleeping room (von Washington) nach New York zurück.

Das alles, mit seinen Gegensätzen zwischen Alter und Neuer Welt, war unbändig interessant.

Aber die ganze hiesige Wirtschaft, dieses riesige Geschäftstreiben, der dämonische Verkehr und Lärm auf dem Broadway, das Jagen nach Reichtum, das jedem an der Stirn geschrieben steht — Lenau, der auch einmal in den Vereinigten Staaten war, braucht dafür einen stärkeren Ausdruck — sagt den Deutschen meist nicht zu, und mancher, wenn er hier auch noch so viel Geld verdient, mag sich im Innern seiner Seele nach der Heimat zurücksehnen.

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte, Band 14, 1829, S. 515

Abschlußworte seiner Weltgeschichte und die zukünftige Rolle Amerikas

Den Geschichtschreibern künftiger Jahrhunderte wird die Entwicklung Amerikas als eine große Aufgabe vorliegen. Viele unserer Zeitgenossen sind der Meinung, daß alsdann die Sonne der Bildung, welche vor zwei Jahrtausenden im Osten aufgegangen ist und heute über Europa ihre Strahlen, nach Amerika aber erst ihren Widerschein wirft, den wahren Standort erreicht haben, und im Westen zu einem schönern Sonnentage der Menschheit, als der europäische ist, leuchten wird. Auch wir sind nicht blind gegen die Schatten des Europäischen Treibens, gegen

Die Plackerei der Zeit,
Der Hoffahrt Wahn des Rechts Verzögerung,
Des Drängers Unbill und die Kränkungen
Die Unwert schweigendem Verdienst erweist.

Wir kennen die Verwirrungen der Wissenschaft, die Gehässigkeiten der kirchlichen Sekten und die Anfeindungen der politischen Parteien; wir wissen, wie oft Kirche und Schule vergeblich arbeiten, wie roh nicht selten die Masse des Volkes, wie herzlos und zerflossen die Jugend erscheint, wie trotz des Rühmens von europäischer Bildung nicht wenige ihrer angeblichen Inhaber und Wortführer die Grundlagen derselben verkennen und schmähen, und wie Tausende, die des Jahrhunderts geistige Freiheit und Herrlichkeit preisen helfen, die Leere ihres Daseins nur durch Nichtiges füllen. Dies aber sind die allgemeinen Gebrechen unsers Geschlechts, und Amerika ist gewiß schon jetzt von denselben nicht frei, während Europa in den kirchlichen und wissenschaftlichen Grundlagen seiner Kultur, in der Festigkeit seiner, durch erbliche Throne gesicherten Staatseinrichtungen und selbst in dem Alter seiner Geschichte, für gediegene Entwicklung seines geistigen und politischen Lebens vor der jüngeren Schwester noch ein schönes Erbteil voraus hat.

Neun Jahre später hört sich das dann doch sehr ernüchtert an, weil die Justiz in Amerika nicht funktioniert und die Reichen recht eigentlich herrschen.

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte, 7. Ausgabe, 14. Teil, Berlin 1838, S. 421 ff.

Während die Bewohner Südamerikas, durch Herkunft, Sprache und Bildung dem romanischen Stamme angehörig, ihre Geschicke von Kriegshäuptern bestimmen lassen, hat sich in der aus anglo-germanischer Wurzel entsprossenen Nordamerikanischen Union die bürgerliche Form der ersten Verfassung und des Bundesvertrages, wie er im Jahre 1797 ergänzt worden ist, erhalten, obwohl die Zahl der Bundesstaaten von den ursprünglichen dreizehn auf fünfundzwanzig gestiegen ist, und zugleich mit der Landausdehnung in fast noch größerem Maße die innere Bevölkerung zugenommen hat. Viele Tausende sind alljährlich aus Europa, besonders aus Deutschland, nach dem Freistaate gezogen, der keinen Hof und keinen Adel, keinen Militär- und Beamtenstand, kein mit Zwangsrechten versehenes Kirchen- und Schulwesen hat. Diese Republikaner schätzen nur reale Güter und das Geschick, sie zu erwerben und zu vergrößern; deshalb ist alles Ansehen und die Macht in ihrer täglichen und wesentlichen Ausübung bei den Reichen; eigentlicher

Gebietet ist jedoch die Volksmasse, welche durch Wahlen die Staatsämter besetzt und in außerordentlichen Fällen ihr Herrenrecht durch ihre Fäuste betätigt. Wenn die Richter einen Angeklagten lossprechen, den die Menge für schuldig hält, so fällt und vollzieht sie eigenmächtig ein anderes Urteil, und ebensowenig kann die Staatsgewalt denjenigen schützen, welcher durch Äußerung mißfälliger politischer oder religiöser Grundsätze den Unwillen des großen Haufens auf sich gezogen hat; weil die Obrigkeit in dem letzteren ihren Beherrscher erkennt, und nur als Dienerin seines Willens betrachtet. Begreiflicherweise muß sich in dieser Staatsform das Leben und der Charakter der Bevölkerung anders als im alten Europa gestalten. Viele Europäer von der alten Welt und Zeit ermüdet oder gekränkt, sind der Meinung, daß in nicht allzufernen Jahrhunderten die Sonne der Bildung, welche vor zwei Jahrtausenden im Osten aufgegangen ist und heute über Europa ihre Strahlen, nach Amerika aber erst ihren Widerschein wirft, den wahren Standort erreicht haben, und im Westen zu einem schöneren Tage der Menschheit leuchten wird. Auch wir sind nicht blind gegen die Schatten des europäischen Treibens, gegen

Die Plackerei der Zeit,
Der Hoffahrt Wahn des Rechts Verzögerung,
Des Drängers Unbill und die Kränkungen
Die Unwert schweigendem Verdienst erweist.

Wir kennen die Verwirrungen der Wissenschaft, die Gehässigkeiten der kirchlichen Sekten und die Anfeindungen der politischen Parteien; wir wissen, wie oft Kirche und Schule vergeblich arbeiten, wie roh nicht selten die Masse des Volkes, wie herzlos und zerflossen die Jugend erscheint, wie trotz des Rühmens von europäischer Bildung nicht wenige ihrer angeblichen Inhaber und Wortführer die Grundlagen derselben verkennen und schmähen, und wie Tausende, die des Jahrhunderts geistige Freiheit und Herrlichkeit preisen helfen, die Leere ihres Daseins nur durch Nichtiges füllen. Dennoch hat Europa in den kirchlichen und wissenschaftlichen Grundlagen seiner Kultur, in der Festigkeit seiner, durch erbliche Throne gesicherten Staatseinrichtungen und selbst in dem Alter seiner Geschichte, für gediegene Entwicklung seines geistigen und politischen Lebens vor der jüngeren Schwester noch ein schönes Erbteil voraus.

Amerika und der Weltkrieg, Hugo Münsterberg, Leipzig 1915

Vorwort zur deutschen Ausgabe.

Der erste Teil dieses Buches erschien in New York unter dem Titel „The War and America“ im September 1914, der zweite Teil unter dem Titel „The Peace and America“ im April 1915. Unter diesen Namen gingen sie auch kurz darauf in die deutsche Tauchnitz Kollektion über.

Die beiden Bücher hatten den Krieg nicht nur zum Inhalt, sondern sie waren auch selbst ein Teil des Krieges. In Deutschland ist man sich kaum bewußt, wie hartnäckig und erbittert der Kampf auf dem amerikanischen Kriegsschauplatze tobte, und welch tiefen Einfluß die Vorgänge dort tatsächlich auf die europäischen Ereignisse hatten. Nur die Waffenausfuhr und ihre Wirkung auf die Weltlage wurden ernsthaft beachtet; aber meisthin glaubte man in Deutschland daß sie allein durch Gewinnsucht aufrecht erhalten werde. In Wahrheit hätte man sofort Wege gefunden, sie zu unterdrücken, wenn nicht die überwältigende Mehrheit der Amerikaner die Waffenausfuhr verlangt hätte, um Deutschland zu bekämpfen. Sie war lediglich eines der vielen Symptome jener sinnlosen Wut, in welche die amerikanische Bevölkerung sich gegen Kaiser und Reich hineingearbeitet hatte.

Man weiß in Deutschland wohl auch, daß die Deutsch-Amerikaner von der ersten Woche an sich gegen diese Wut zur Wehr gesetzt, daß sie ihre Schützengräben gruben und treu auf der Wacht waren. Aber von der Wucht dieses Ringens, von den unsäglichen Leiden, die es gebracht, von den Opfern und von den Erfolgen weiß man in Deutschland nichts. Man weiß dort nicht, wieviel des Schlimmeren doch schließlich verhütet wurde.

In diese Kämpfe gehörten die Angriffe der vorliegenden Blätter. Dieses Tagebuch ist ja nicht geschrieben, um für mich selbst Eindrücke und Stimmungen festzuhalten. Jede Seite war für die weiteste Öffentlichkeit gedacht. Der Tagebuchstil war nur deshalb gewählt, weil die lockere Anknüpfung an Ereignisse des Tages mir die Freiheit gab, die Gefühlswerte der persönlichen Erlebnisse in die Erörterungen hineinzutragen. Vielleicht war es gerade dieses persönliche Element, welches bewirkte, daß dieses Buch über alles Erwarten hinaus die amerikanischen Massen erreichte; seltsamerweise hat keines der vielen deutschfeindlichen Bücher, die im englischen Sprachgebiet seit der Kriegserklärung geschrieben wurden, solch weite Verbreitung gefunden wie dieser Weckruf an das Gewissen Amerikas für den heiligen Kampf des deutschen Volkes. Freilich ist auch keines so erbittert bekämpft, verzerrt und in Gegenschriften so endgültig „widerlegt“ worden.

Das Buch stand so völlig im Dienste des Krieges, daß es mir unnütz schien, es auch dort zu verbreiten, wo niemand an der Gerechtigkeit der deutschen Sache zweifelt. Ich lehnte daher zunächst alle Aufforderungen ab, mein Tagebuch ins Deutsche zu übertragen. Wenn ich schließlich nun doch das Buch auch vor die deutschen Leser bringe als einen überseeischen Gruß in die Heimat, so geschieht es zunächst, weil es doch vielleicht für die öffentliche Meinung Deutschlands wertvoll ist, auch die Kämpfe in der Neuen Welt möglichst genau zu verfolgen. Dann aber bestimmte mich der Gedanke, der selbst in gegnerischen Besprechungen oft wiederkehrte, dass gerade aus der Entfernung manches im deutschen Leben und in der deutschen

Kultur sich klarer erkennen läßt als aus der Nähe. Die Deutung der deutschen Ideale und der deutschen Lebensformen mag so auch manchem in der Heimat den Glauben an die Werte dieses Krieges stärken.

Selbstverständlich darf der deutsche Leser aber niemals vergessen, daß diese Aufsätze nicht für ihn geschrieben waren. Jeder Satz ist auf amerikanische Vorurteile, auf amerikanische Kenntnisse und, soweit deutsche Verhältnisse in Betracht kommen, auf amerikanische Unkenntnisse zugeschnitten. Auch die Daten der Tagebucheintragung dürfen nicht unberücksichtigt bleiben; manches, das im Herbst gesagt werden mußte, wäre im Frühling kaum noch am Platze gewesen. Zuweilen habe ich den ursprünglichen Text gekürzt, etwa längere Zitate aus dem Deutschen und Gedichte habe ich weggelassen; vor allem ließ ich im ersten wie im zweiten Teil je ein Kapitel aus, das aus Briefen von Freunden und Gegnern bestand.

Inzwischen sind nun, seit ich den letzten Abschnitt schrieb aufs neue drei schicksalsschwere Monate dahingegangen: für den Deutsche in Amerika die schwersten, die der Krieg gebracht. Wieviel des guten Willens mit der Lusitania gesunken ist, das kann nur der wissen, der mitten im amerikanischen Leben steht.

Seitdem haben sich auch unsere deutsch-amerikanischen Reihen traurig gelichtet, aber wir halten aus im Sturmgebraus: Gott schütze Deutschland!

Boston-Cambridge, 1. Juni 1915.

Hugo Münsterberg

Julius Rodenberg, Deutsche Rundschau, Band 76, Juli – September 1893, 1893, S. 314

Aus der Neuen Welt.

Altes und Neues aus der Neuen Welt. Eine Reise durch die Vereinigten Staaten und Mexiko. Von Paul Lindau. Zwei Bände. Berlin, Carl Duncker 1893

Die Weltausstellung in Chicago hat eine beträchtliche Fülle literarischer Erscheinungen zu Tage gefördert, von denen jedoch das Buch Paul Lindaus sich vorteilhaft abhebt. Nicht in kurzer Frist entstanden, ist es auch nicht für kurze Frist bestimmt: es ist ein ungemein interessanter, und, mehr als das, höchst ernsthafter Beitrag zur genaueren Kenntniß des modernen amerikanischen Lebens und eines großen Teils der Vereinigten Staaten und Mexikos, und es wird noch seine Geltung haben, wenn jene Gelegenheitsschriften bereits längst verweht und vergessen sind. Paul Lindau zeigt sich in diesem Buche von einer neuen Seite: wir kennen ihn als einen amüsanten und gewandten Reiseführer durch seine Skizzensammlung: „Aus dem Orient“; aber er selbst nennt auf dem Titel jene Schilderungen „flüchtige Aufzeichnungen“ und läßt in ihnen seinem Humor und seiner spöttischen Laune mit sichtlicher Vorliebe freien Lauf. Ganz anders in dem vorliegenden Werke; die Ironie - und sie wäre häufig wohl an ihrem Platze gewesen ! - ist fast ganz aus demselben verbannt, dafür beschäftigt sich der Verfasser, gewissenhaft und gut vorbereitet, mit den einzelnen Gegenständen, seien sie landschaftlicher, ethnographischer oder gesellschaftlicher Art, und zeigt vor Allem auf das Deutlichste, wie viel ihm an einer durchaus objektiven Beobachtung und Darstellung liegt. Das ist um so mehr anzuerkennen, als Lindau jene Reise unter den günstigsten Bedingungen ausgeführt hat, und ihn, viele Unannehmlichkeiten, unter denen andere Reisende zu leiden haben, erspart blieben; aber er läßt sich hierdurch keineswegs zu Schönfärbereien verleiten: mit lobenswerter Unparteilichkeit studirt er überall Land und Leute und sucht seine eigenen Eindrücke durch mündliche Erkundigungen an Ort und Stelle von zuverlässiger Seite zu berichtigen oder zu verstärken. Zweierlei kommt sodann dem Buche noch zu statten: Lindau vollführte seine Reise nicht im Fluge, wie es die Mehrzahl der Touristen tut, sondern stellte seine Beobachtungen mit größter Muße an, so daß er sich an einzelnen Stellen Wochen lang aushielt und engere Fühlung mit den leitenden Persönlichkeiten gewann, und zweitens hatte er ziemlich dieselbe Fahrt schon einmal gelegentlich der Eröffnung der Pacificbahn vor acht Jahren gemacht; er wurde demzufolge nicht so leicht in Überraschung und Verwunderung gesetzt und konnte interessante Vergleiche zwischen damals und heute anziehen.

Denn jene noch nicht vor einem Decennium stattgefundene Eröffnung der Pacificbahn bedeutet für das rasch lebende und noch rascher umgestaltende Amerika ein Damals! Das erfahren wir hauptsächlich in den Kapiteln über San Francisco und über die neu erstandenen Städte im fernsten Westen der Vereinigten Staaten; Ortschaften, die im September 1883 kaum dem Namen nach existierten, sind unterdessen zu kräftigen, immer rüstiger emporstrebenden Städten mit 30 bis 40.000 Einwohnern geworden, mit elektrischer Beleuchtung, mit den großartigsten Hotels und besten Bildungsinstituten, mit Kabelbahn und Villenvierteln, mit luxuriös eingerichteten Clubs und herrlichen Parkanlagen. Und in unmittelbarer Nähe dieser Städte, die auf vorgeschobenstem Posten liegen, die undurchdringliche Wildniß des Urwaldes und die furchtbare Einsamkeit unbezwinglicher Felsriesen. Dieses

„unbezwinglich“ aber nur für den heutigen Tag zu verstehen, denn der morgige bringt vielleicht schon eine Lösung des Unglaublichen und Undenkbaren! Das zeigt uns jede einzelne der Städte dieses Werdelandes, welches uns, wie Lindau hervorhebt, auf das Deutlichste das eigenartige Wesen des Nordamerikaners vor Augen führt: die unerschütterliche Energie, mit der er allen Hindernissen zum Trotz auf das Ziel, das er als das richtige erkennt, losgeht, die großartige Rücksichtslosigkeit, die erstaunliche Zähigkeit und Ausdauer, der rastlose Fleiß, der Mut, der vor nichts zurückschreckt, der eiserne Ernst der Arbeit, der willige Verzicht auf Alles, was das Dasein erheitert und verschönert, das wunderbare Selbstvertrauen und das ebenso starke Vertrauen auf die gedeihliche Entwicklung des Gemeinwesens.

Neben der Anerkennung des Guten finden wir auch manchen scharfen Tadel, manche kritische Abwägung zwischen der neuen und der alten Welt, manches offene Wort über die Unannehmlichkeiten amerikanischer Lebensweise und Einrichtungen. Aber wir haben stets die Empfindung, daß dieses Urtheil gerecht ist und daß es erst nach reiflicher Überlegung gefällt wurde, und das macht uns das Buch Lindaus nicht in letzter Linie sympathisch. Der Inhalt ist zu mannigfaltig und reich, um ihn hier nur andeuten zu können; der Leser greife selbst zum Werk, das ihn bis zum Schluß fesseln und ihm, falls er die Reise über das Weltmeer antritt, ein ebenso zuverlässiger wie unterhaltender Begleiter sein, ihn vor mancher Enttäuschung bewahren und seine Aufmerksamkeit auf das wirklich Große und Bemerkenswerte lenken wird.